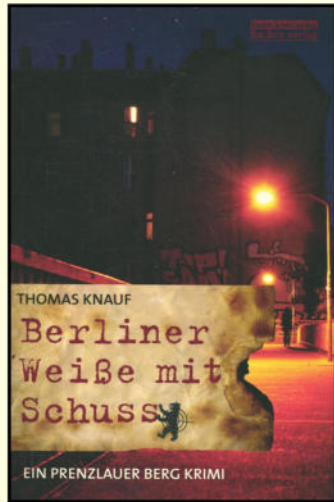
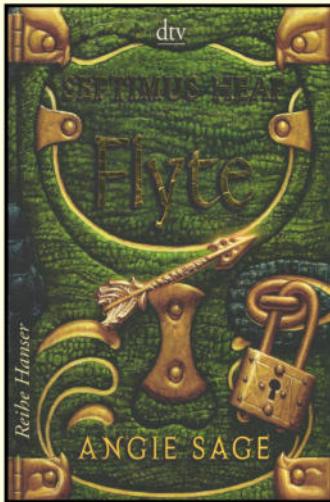


edfc



Fantasia | 250e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1250e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 49. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2026 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2026-01

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1250e – Magazin für Phantastik



edfc

FRANZI KOPKA

HONESTY

WAS DIE WAHRHEIT
VERBIRGT

 SAUERLÄNDER

Franzi Kopka [1990–]

Honesty 1: Was die Wahrheit verbirgt

Sauerländer (HC 480 S./€ 19,90)

Frankfurt am Main 2024, 2. Auflage

Genre: Science Fiction

Das MedPlex ragt wie ein Fremdkörper am Rand des Platzes auf. Es ist zu groß, zu weiß, zu modern für die Häuser ringsherum, aber gleichzeitig ist es der Beweis dafür, wie gut die Regierung für uns sorgt. Auf dem Dach thronen etliche SolarPanels, die den Stadtkern von Ring Fünf mit Energie versorgen. Jetzt, um kurz vor sieben, zeigen sie Richtung Osten, warten darauf, dass die Sonne über die ergrauten Dächer kriecht. Im Inneren des Gebäudes dürfte wie jedes Jahr eine ganze Entourage Behandelnder bereitstehen, um uns zu untersuchen. Sicherzustellen, dass wir gesund sind, sowohl körperlich als auch seelisch. (S. 7)

Wir befinden uns zu Beginn des vierundzwanzigsten Jahrhunderts. Die Menschheit hat viel durchgemacht auf dem Weg hier-

her: Zuerst hat ein Virus den größten Teil der Erdenbewohner ausgelöscht, und dann hat ein Krieg die meisten Flächen der Erde unbewohnbar gemacht. Auf dem Gebiet des ehemaligen Deutschland gibt es noch eine Art Insel der Seligen, bestehend aus sieben Ringen, die mit einem Zentrum am Ort des früheren München beginnen und in der norddeutschen Tiefebene enden. Die Lebensbedingungen werden von Ring zu Ring schlechter, und wer als Liar aus dem siebten Ring entfernt und in den achten geworfen wird, der hat die Zivilisation verlassen.

Dass sich die schrecklichen Ereignisse der Vergangenheit niemals wiederholen, dafür sorgt das ausgeklügelte System, das Ernest Sestiby ersonnen hat: Ein AISS, ein Artificial Intelligent Service System, überwacht alle Bürger, die sich einmal im Jahr zu einem Check-up einfinden müssen. Ist ihr Emotionslevel zu hoch, dann werden sie mit der Droge VeriTab X02 wieder auf Normalzustand gebracht, was soviel bedeutet, dass sie nur noch freundliche Dinge und nur noch die absolute Wahrheit sagen können.

Hier berichtet gerade ein Journalist.

„[...] während ich weiter die Liar ansehe, die sich mit Händen und Füßen gegen ihre Verhaftung wehrt.

Das passiert, wenn man seine VeriTab verweigert. Früher oder später verlieren sie alle den Verstand, weil das menschliche Gewissen nicht dafür gemacht ist, die Diskrepanz zwischen Wahrheit und Lüge zu ertragen. Jedenfalls nicht auf Dauer. Am Anfang sind die Symptome harmlos. Ein erhöhter Puls hier, gerötete Wangen da, nichts, was sofort auffallen würde. Nach spätestens zwei Tagen erleidet man die ersten emotionalen Überreaktionen, und dann ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis es vorbei ist. Bis das Herz vor Überlastung einfach aufhört zu schlagen. Diese Liar hier hat eindeutig eine der letzten Stufen erreicht. Bleibt nur zu hoffen, dass man ihr Leben vor der Aussiedlung nach Ring Acht noch retten kann. (S. 12)

Die junge Maeander Elking ist gerade zur jährlichen Überprüfung an der Reihe. Sie hat berechtigten Grund zur Sorge, denn ihr Gemüt wird durch VeriTab allein nicht im

Zaum gehalten; sie braucht vielmehr vor der Untersuchung noch ein zusätzliches Medikament, das ihr ihr Vater heimlich verabreicht.

Auch ihr Bruder Nick kümmert sich um ihr Überleben.

„[...] Ich werde dir gleich noch eine Frage stellen, und du antwortest erst, wenn aus Wärme Hitze wird.“ Er sieht mir in die Augen, und ich weiß, dass er gleich die Sekunden zählen wird. „Was war dein erster Gedanke, als ich euch damals Kira vorgestellt habe?“

Natürlich wählt er eine möglichst unangenehme Frage. Nach zu kurzer Zeit fängt mein Rachen Feuer und treibt die Wahrheit über meine Lippen: „Dass sie viel zu hübsch ist, um sich in eine Fünf wie dich zu verlieben.“ Das Brennen im Hals ebbt sofort ab, nur meine Wangen glühen weiter.

Nicks Mundwinkel zucken nach oben. „Stimmt ja auch.“ Seine Miene entspannt sich. „Das waren nur zwei Sekunden. Deine Dosis scheint entsprechend richtig eingestellt zu sein.“ In

anderen Worten: Es gibt für ihn keinen Grund, mich zu melden oder gar selbst in Gewahrsam zu nehmen. Denn er weiß, dass ich meine VeriTab regelmäßig nehme, schließlich sitzt er bei der Vergabe in der Regel daneben. (S. 37f)

Mae fühlt sich schuldig dafür, dass sie nicht wie die anderen ist. Aber eines Tages lernt sie, dass ihr Land nicht die Utopie darstellt, als die es sich ausgibt.

Was die Wahrheit verbirgt ist eine klassische Antiutopie, die vor einer Gesellschaft warnt, in der der Versuch, das Gute zu bezwecken, in das Böse umgeschlagen ist. Franz Kopka erzählt ihre beklemmende Geschichte auf interessante und spannende Weise.

GOLDMANN



Sue
Grafton

ROMAN

Stille
Wasser

Sue Grafton [Sue Taylor Grafton, 1940–2017]

Kinsey Millhone 10: Stille Wasser

(„J“ Is For Judgement, 1993)

Goldmann 43 358 (TB 316 S./DM 12,90)

München 1996, 5. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Mechtild Sandberg-Ciletti

Genre: Krimi

„Erinnerst du dich an Wendell Jaffe, der vor ungefähr fünf Jahren verschwunden ist?“

„Vage“, antwortete ich. Nach dem, was ich im Kopf hatte, war Jaffes Segelboot verlassen vor der Küste treibend aufgefunden worden. „Rekapituliere doch mal kurz. Das ist der Mann, der auf See verschwunden ist, nicht wahr?“

„So sah es aus, ja.“ Mac wackelte nachdenklich mit dem Kopf, während er sich sammelte, um mir eine kurze Zusammenfassung zu geben. „Wendell Jaffe und sein Partner, Carl Eckert, gründeten mehrere Gesellschaften mit beschränkter Haftung, um Immobiliengeschäfte zu machen. Es ging dabei um

die Erschließung von Grundstücken und den Bau von Eigentumswohnungen, Geschäftsgebäuden, Einkaufszentren und dergleichen. Sie versprachen ihren Anlegern eine Rendite von fünfzehn Prozent und dazu die Rückzahlung ihrer Einlage innerhalb von vier Jahren. Sie selbst wollten vorerst auf Gewinne verzichten. Dafür kassierten sie aber immense Honorare, wiesen ungeheuer hohe Geschäftskosten aus, kurz, sie sahten richtig ab. Als die Gewinne ausblieben, bezahlten sie die alten Anleger mit dem Geld der neuen Anleger, verschoben das Geld von einer Mantelfirma zur anderen und warben immer neue Anleger an, um das Spiel in Gang zu halten.“

„Ein Schneeballgeschäft also“, sagte ich.

„Richtig. Ich glaube, sie haben mit guten Absichten angefangen, aber so hat es schließlich geendet. Wie dem auch sei. Jaffe merkte, daß das nicht ewig so weitergehen konnte, und da ist er von seinem Boot aus ins Wasser gegangen. Seine Leiche wurde nie gefunden.“

„Er hinterließ einen Abschiedsbrief, wenn ich mich recht erinnere“, warf ich ein. (S. 11f)

Kinsey Millhone arbeitet in Santa Teresa, Kalifornien, als Privatdetektivin. Hier unterhält sie sich gerade mit einem neuen Kunden namens Mac Voorhies, den sie von ihrer früheren Arbeitsstelle, der Versicherung California Fidelity, her kennt.

Ein gewisser Wendell Jaffe ist vor fünf Jahren auf See verschollen, unter Hinterlassung eines Abschiedsbriefs, in dem er wegen seines finanziellen Ruins einen Selbstmord ankündigt. Nun endlich ist es seiner Witwe Dana gelungen, ihn für tot erklären zu lassen und seine bedeutende Lebensversicherung in Höhe von einer halben Million Dollar einzufordern.

„[...] Dick Mills hat mich angerufen – auch ein ehemaliger CF-Mitarbeiter. Er behauptet, er hätte Jaffe in Mexiko gesehen. In einem Ort namens Viento Negro.“

„Tatsächlich? Wann denn?“

„Gestern“, antwortete Mac. „Dick war der Vertreter, der Jaffe damals die Lebensversicherung verkauft hat. Er hat auch danach immer wieder mit ihm zu tun gehabt. Im Zusammenhang mit Jaffes Firma. Na ja, und er war jetzt in Mexiko, in irgendeinem Nest zwischen Cabo und La Paz am Golf von Kalifornien, und behauptet, Jaffe in der Hotelbar gesehen zu haben. Er hätte da mit irgendeiner Frau gegessen.“ (S. 14f)

Dick Mills, ein früherer Mitarbeiter der Versicherung, behauptet steif und fest, er hätte Jaffe sehr lebendig in einem kleinen Nest namens Viento Negro in Mexiko gesehen.

Daraufhin reist Kinsey im Auftrag der Versicherung nach Mexiko, wo sie nach längerem Warten schließlich einen Mann sieht, der durchaus Jaffe sein könnte. Als jedoch in der Zeitung die Nachricht erscheint, dass Brian Jaffe, der Sohn des vermeintlich Toten, aus dem Gefängnis geflohen sei, ist der Verdächtige sofort verschwunden. Nach Kinseys Meinung hat er sich nach Kalifornien abgesetzt, um seinen Sohn zu unterstützen, woraufhin sie ihre

Nachforschungen in ihrem Heimatstaat fortsetzt.

Stille Wasser ist ein klassischer Detektivroman, ruhig und sachlich erzählt von Sue Grafton, der bekannten Autorin der „Alphabet Series“.

ERIN DOOM



THE TEARSMITH

Der internationale Bestseller:
die aufwühlende Geschichte einer unmöglichen Liebe.

FISCHER  SAUERLÄNDER

Erin Doom [Matilde xxx]

The Tearsmith

(Fabbricante di Lacrime, 2021)

Sauerländer (PB 720 S./€ 16,90)

Frankfurt am Main 2024, 2. Auflage

**Aus dem Italienischen von Barbara
Neeb, Christina Neiske und Katharina
Schmidt**

Genre: Drama

Im Grave haben wir einander viele Geschichten erzählt.

Kindermärchen, Gute-Nacht-Geschichten, Legenden, die wir uns bei Kerzenlicht zugeflüstert haben. Die beliebteste war die vom Tränenmacher.

Sie handelte von einem fernen Ort aus vergangener Zeit – von einer Welt, in der niemand weinen konnte und die Seelen der Menschen leer waren, ohne jegliche Gefühle. Aber vor allen verborgen lebte dort in unermesslicher Einsamkeit ein in Schatten gehüllter kleiner Mann. Ein eigenbrötlerischer Handwerker, blass und bucklig, der mit seinen glasklaren Augen Tränen aus Kristall schmieden konnte. (S. 7)

Die Insassen des Waisenhauses Sunnycreek Home in Alabama nennen ihr Heim „The Grave“, weil sie sich darin wie begraben fühlen.

Er setzte den Leuten seine Tränen in die Augen ein mit allem, was darin enthalten war, und ja, dann weinten die Menschen: aus Wut und Verzweiflung, aus Schmerz und Angst.

Es waren herzerreißende Gefühle, schwere Enttäuschungen und Tränen über Tränen – der Tränenmacher versuchte diese reine Welt, färbte sie dunkel. (S. 7)

Und man erzählt sich dort die Legende vom Tränenmacher, der Kristalle aus Tränen schmiedet und die Welt zu einem Jammerthal macht.

Hier lebt auch Nica Dover, siebzehn Jahre alt, die längst alle Hoffnung aufgegeben hat. Doch dann wird sie überraschenderweise von Anna Milligan und ihrem Mann adoptiert – zugleich mit dem gleichaltrigen Rigel Wilde, einem Findling.

Dichtes Haar, schwarz wie Rabenflügel, schwang nach hinten.

Und jetzt sah man sein Gesicht, bleich, mit markantem Kinn und zwei schmalen Augen, Augen dunkler als Kohle.

Da war sie, diese tödliche Anziehungskraft. Die verführerische Schönheit der blassen Lippen und der feingeschnittenen Züge ließ Mrs Milligan neben mir verstummen.

Er starrte uns über die Schulter an, einzelne Haarsträhnen umrahmten die hohen Wangenknochen und die strahlenden Augen. Und für einen Wimpernschlag war ich mir sicher, dass er lächelte.

„Das ist Rigel.“ (S. 14f)

Obwohl Nica, genannt Nachtfalter, und Rigel, genannt Sternenjunge, nur ganz schlecht miteinander auskommen, werden sie doch zusammen von derselben Familie aufgenommen und müssen sich wohl oder übel mit der neuen Situation arrangieren, die immerhin besser ist als das Waisenhaus.

Rigel war mustergültig und brav, hatte perfekte Zähne und beste Noten. Er war das Kind, das sich jeder gewünscht hätte.

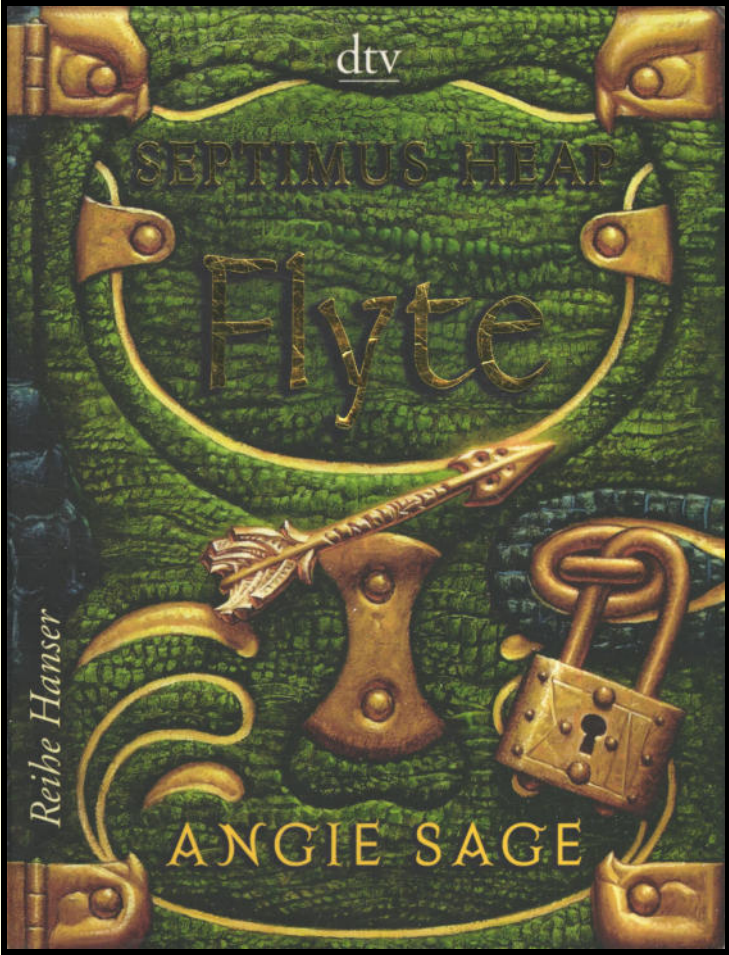
Aber ich wusste, dass er anders war. Ich hatte gelernt, *unter die Oberfläche* zu sehen, hinter das Lächeln mit den weißen Zähnen, hinter diese Maske der Perfektion, die er für alle anderen aufsetzte. Er, der die Nacht in sich trug, verbarg in den Tiefen seiner Seele die Dunkelheit, der man ihn entrissen hatte. (S. 23)

Die Erzählerin Nica hält Rigel für psychisch gestört, für einen Sadisten oder Psychopathen, dem man nicht zu nahe kommen darf. Insbesondere wird Rigel aggressiv, wenn Nica versucht, ihn zu berühren, was er mit aller Kraft abwehrt.

Aber im Lauf der Zeit lernt Nica doch verstehen, worunter Rigel leidet und was er in seinem Leben schon alles durchmachen musste.

The Tearsmith erzählt eine romantische, bittersüße Liebesgeschichte zwischen zwei

Kindern, die am Ende doch zueinander finden.



*Sage, Angie: Flyte

Angie Sage [1952–]

Septimus Heap 2: Flyte

(Flyte, 2006)

dtv 62 371 (PB 472 S./€ 9,95)

München 2011, 4. Auflage

Mit Illustrationen von Mark Zug

Genre: Fantasy

Doch schon im ersten Sommer hatte sie aus dem Augenwinkel bemerkt, dass ihr ein Schatten folgte. Anfangs dachte sie, sie bilde es sich nur ein, denn jedes Mal, wenn sie den Kopf drehte und genauer hinschaute, war nichts zu erkennen. Erst als Alther Mella, der Geist ihres alten Lehrers, der früher selbst Außergewöhnlicher Zauberer gewesen war, ihr versicherte, dass er ebenfalls etwas sehe, wusste sie, dass es keine Einbildung war. Sie wurde tatsächlich von einem Dunkelschatten verfolgt.

Aus diesem Grund hatte Marcia mit dem Bau eines Schattenfangs begonnen, der Stück um Stück zusammengesetzt werden musste und jetzt, nach annä-

hernd einem Jahr, beinahe fertig war. Er stand in der Zimmerecke, ein Gewirr aus glänzenden schwarzen Stäben und Stangen, die aus Professor Weasal Van Klampffs Spezialamalgam gefertigt waren. Ein eigentümlicher schwarzer Dunst hüllte die Stäbe ein, und gelegentlich zuckten orangefarbene Lichtblitze zwischen ihnen hin und her. Aber nun stand der Schattenfang kurz vor der Vollendung. Bald würde Marcia ihn mit dem Schatten betreten und ohne ihn wieder verlassen können. Und das war dann hoffentlich das Ende der schwarzen Magie im Turm. (S. 14f)

But as Septimus's first summer at the Wizard Tower had drawn on, Marcia had begun to notice, out of the corner of her eye, a Darkeness following her. At first she had thought she was imagining it, for every time she glanced back over her shoulder and had a proper look, there was nothing to be seen. It wasn't until Alther Mella, the ghost of Marcia's old tutor and ExtraOrdinary Wizard, had told her that he could see

something too that Marcia knew she was not imagining things—there was a Darke Shadow following her.

And so, for the last year, piece by piece, Marcia had been building a ShadowSafe, which was nearly finished. It stood in the corner of the room, a tangle of shiny black rods and bars made from Professor Weasal Van Klampff's special Amalgam. A strange black mist played around the bars of the ShadowSafe, and occasionally flashes of orange light leaped between them. But at last the ShadowSafe was nearly finished, and soon Marcia would be able to walk inside it with the Shadow following her and walk out again, leaving the Shadow behind. And that, Marcia hoped, would be the end of the Darke-nesse in the Tower.

„Die Burg“ ist eigentlich die von einer großen Mauer umgebene Hauptstadt des Landes. Inmitten der Burg liegt der Palast, dessen wichtigster Teil wiederum der Turm ist, der die Residenz der Außergewöhnlichen Zauberin Madam Marcia Overstrand dar-

stellt. Marcia wird assistiert von einer Reihe Gewöhnlicher Zauberer sowie dem Außergewöhnlichen Lehrling Septimus Heap, elf Jahre alt, siebter Sohn eines siebten Sohns. Allerdings hat Marcia gegenwärtig ein exorbitantes Problem, denn sie wird in ihrem eigenen Turm beständig von einem Schatten verfolgt – den sie mit einer noch immer nicht fertiggestellten Schattenfangvorrichtung unschädlich zu machen hofft.

Marcias abscheulicher Vorgänger war der verblichene DomDaniel, von dem zum Glück nichts weiter als ein Totenschädel übrig ist. Doch ausgerechnet Septimus' ältester Bruder Simon, der selbst unbedingt Außergewöhnlicher Lehrling werden wollte und Septimus diesen Titel neidet, hat den Schädel an sich gebracht und ist fest entschlossen, den alten Meister wieder zum Leben zu erwecken.

Die Aufregung war groß gewesen, als Septimus im Zaubererturm eintraf. Marcia Overstrand kehrte nicht nur im Triumph zurück, nachdem sie den Turm und die ganze Burg von einem Schwarzkünstler befreit hatte, sondern

brachte obendrein auch noch einen Lehrling mit. Davor hatte sie das Amt der Außergewöhnlichen Zauberin zehn Jahre lang ohne einen Lehrling versehen, so dass man unter den Gewöhnlichen Zauberern hinter vorgehaltener Hand schon gemäkelt hatte, sie sei viel zu wählerisch. „Meine Güte, was hofft Madam Marcia denn zu finden? Den siebten Sohn eines siebten Sohns? Haha!“ Aber genau das war Madam Marcia Overstrand geglückt. Sie hatte Septimus Heap gefunden, den siebten Sohn des mittel- und talentlosen Zauberers Silas Heap, der wiederum der siebte Sohn des ebenso mittellosen, aber weitaus talentierteren Gestaltwandlers Benjamin Heap war. (S. 21)

There had been much excitement when Septimus had first arrived at the Wizard Tower. Not only was Marcia Overstrand returning in triumph after ridding the Wizard Tower, not to mention the entire Castle, of a Darke Necromancer, but she was also bringing with her an Apprentice. Marcia had spent ten years as

ExtraOrdinary Wizard without taking on an Apprentice. After a while some of the Ordinary Wizards had been known to mutter that she was too fussy for her own good. „What did Madam Marcia expect to find, for goodness' sake—the seventh son of a seventh son? Ha!” But that was exactly what Madam Marcia Overstrand had found. She had found Septimus Heap, seventh son of Silas Heap, who was a poor and untalented Ordinary Wizard and himself the seventh son of Benjamin Heap, an equally poor, but considerably more talented, Shape-Shifter.

Septimus' engste Vertraute ist seine Adoptivschwester Jenna, die als Prinzessin auf ihre künftige Rolle als Königin vorbereitet wird.

Hier streitet sich Simon mit seiner Mutter Sarah über die Rolle von Septimus, von dem er sogar behauptet, kein echter Heap, sondern ein Wechselbalg zu sein.

„Und davon abgesehen“, fuhr er in beleidigtem Ton fort, „brauchst du mich

sowieso nicht mehr. Jetzt, wo du deinen lang vermissten, heißgeliebten siebten Sohn wiederhast. Zumal er es weit gebracht und mir die Lehrstelle weggeschnappt hat.“

„Hör auf damit, Simon“, protestierte Sarah. „Bitte, lass uns nicht gleich wieder streiten. Septimus hat dir nichts weggeschnappt. Man hat dir die Lehre doch niemals angeboten.“

„Man hätte es aber, wenn diese Rotznase nicht aufgetaucht wäre.“

„Simon! Ich will nicht, dass du so über Septimus sprichst. Er ist dein Bruder.“

„Ja, wenn es wahr ist, was Zelda, die alte Hexe, in dem schmutzigen Tümpel gesehen hat. *Ich* glaube nicht, dass es wahr ist.“ (S. 38)

„Anyway, you don't need me,” he said sulkily. „Not now you have your precious long-lost seventh son back. Particularly as he has done so well for himself—taking my Apprenticeship.”

„Simon, *don't*,” Sarah protested. „Please don't let's argue over that again. Septimus took nothing from you.

You were never *offered* the Apprenticeship.”

„Ah, but I would have been. If that brat hadn't turned up.”

„Simon! I will not have you talk about Septimus like that. He is your brother.”

„If you believe what the old witch Zelda saw in a pool of dirty water was true. Which I don't, personally.”

Schließlich schlägt Simon entschlossen zu und entführt Jenna auf seinem robusten Pferd Donner. Septimus erfährt davon und will Marcia aufrütteln, aber diese glaubt ihm kein Wort, so dass sich der Außergewöhnliche Lehrling allein auf die Suche nach seiner Adoptivschwester machen muss.

Flyte – eine alte englische Schreibung für „flight“, also „Flug“ – zeigt sich als wahres Wunder an Einfallsreichtum. Die Handlung entspricht zwar relativ konventioneller Fantasy, aber Angie Sage erdenkt sich für jeden Abschnitt neue Gestalten, neue Wendungen und neue Konzepte, so dass der Leser aus dem Staunen kaum mehr heraus kommt. Hinzu kommen der wunderbar

leichte, ironisch-humorvolle Stil der Autorin sowie ihr Geschick, einen hochdramatischen Plot zu ersinnen, weshalb *Flyte* ein wundervolles Leseerlebnis darstellt.



Anna Benning [1988–]

Götterlicht 1: To Tempt a God

Sauerländer (HC 542 S./€ 21,90)

Frankfurt am Main 2025

Genre: Science Fiction

Das Himmelslicht gehörte den Göttern. Für Menschen war es streng verboten. Wir durften zwar in ihrem Glanz existieren, aber wir durften den Funken nicht zu nahe kommen.

Und sie schon gar nicht stehen.

Es war illegal. Mehr noch: Es war lebensgefährlich. Sollten wir dabei erwischt werden, würden wir auf dem Paradeplatz im Divine District landen und das Schicksal all derjenigen teilen, die es je gewagt hatten, gegen die Regeln der Götter zu verstoßen.

Trotzdem war es das Risiko wert.

Varians Leben war *jedes* Risiko wert.
(S. 17f)

Silver City scheint die einzige Stadt zu sein, die die Götter mit ihrem Himmelslicht erhellen; der Rest der Welt liegt in ewigem Dunkel. Auch in Silver City sind die unters-

ten Ebenen recht finster; je höher man kommt und je mehr man sich dem Wohnsitz der Götter nähert, desto heller wird es.

Varian, der Bruder der Icherzählerin Aurora Hale, ist verunglückt und liegt im Koma. Aurora glaubt, ihn mit einer Portion reinem Himmelslicht retten zu können und klettert daher mit ihren Freunden Tristan Barot und Ravax die Antennen der Stadt hoch, bis sie das Gewünscht mit Lichtfängernetzen bergen können – was natürlich völlig illegal ist und von den Göttern strengstens bestraft wird.

Ich wandte den Blick ab und schaute zurück zu dem Himmelslicht, das nun unmittelbar neben uns durch die Luft schwebte. Es sah ein wenig so aus, als würden weiße Blütenblätter durch die Luft wirbeln. Sie tanzten umher wie ein einziger Organismus, geleitet durch ein unsichtbares Ziel.

Der Anblick wäre wunderschön ... wenn die Bedeutung, die es für uns Menschen hatte, nicht so grausam wäre. Denn das Himmelslicht folgte den Göttern. Es sammelte sich dort, wo sie

waren, und niemals dort, wo sie nicht waren. Silver City war dank ihrer Anwesenheit vom Licht erleuchtet. Der Rest der Welt war es nicht.

Es war ein Käfig, in dem wir lebten – auch wenn man ihn nicht sehen konnte. Es gab keine Eisenstäbe, die uns umgaben. Keine Mauern, die uns innerhalb der Stadtgrenzen gefangen hielten. Es gab nur das rettende Licht auf der einen Seite – und auf der anderen: Finsternis, die den sicheren Tod bedeutete.

Deshalb blieben wir, wo wir waren.

Deshalb würden wir Silver City nie verlassen. (S. 20)

Aurora und ihre Freunde gehören der geheimen Widerstandsgruppe Luxon an, die von einem Salvius Kryze geführt wird; aus Sicherheitsgründen kennen sich allerdings nur die wenigsten Mitglieder untereinander.

Unglücklicherweise tauchen während Auroras Aktion Sentinels auf, künstliche Geschöpfe, die die Menschen im Auftrag der Götter disziplinieren.

Von einem der Wolkenkratzer neben unserem flackerte ein gleißendes Licht in unsere Richtung.

Das war ein Signal. Ein Warnsignal.

„Sentinels.“

Tristan und ich hatten das Wort gleichzeitig ausgesprochen, und ich spürte, wie mein Innerstes zu Blei wurde. In all der Zeit, in der ich als Lichtfängerin auf den Dächern der Stadt unterwegs gewesen war, hatte ich das Warnsignal erst zweimal miterlebt. Ich war nie selbst betroffen gewesen – es hatte immer einer anderen Gruppe gegolten. Trotzdem wusste ich sofort, was es bedeutete: Sentinels waren auf dem Weg hierher. Und wenn sie uns sahen ... hier oben ... mit Netzen voller Himmelslicht ...

Dann würden sie uns im Namen ihrer Götter gefangen nehmen.

Uns verhören und foltern.

Und anschließend öffentlich hinrichten lassen. (S. 26)

Diesmal entkommen die Aufrührer noch den Sentinels, aber Aurora erwartet ein

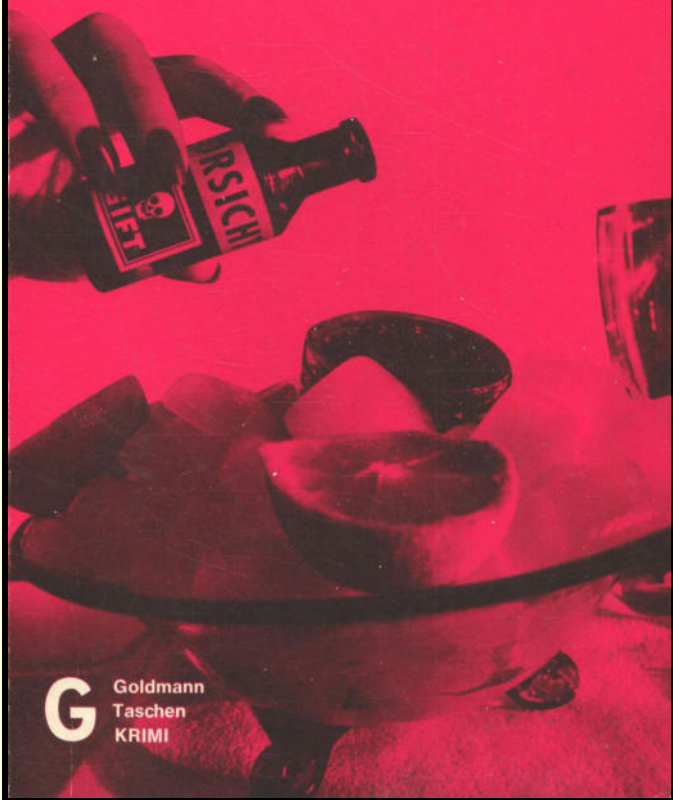
noch schlimmeres Schicksal, sie wird nämlich im Monat der Berufung zum Valet, zum Leibdiener eines Gottes berufen.

To Tempt a God ist ein Science-Fiction-Roman im Gewand von Fantasy – früher nannte man dieses Übergangsgenre Science Fantasy. Anna Benning entwirft in ihrem neuesten Werk eine ungewöhnliche, faszinierende Welt, die einen perfekten Hintergrund für eine abenteuerliche Handlung abgibt.

JANET G. VERMANDEL

Das Karnevalsdiner

Sabotage und Mord
in Kanada



**Janet G. Vermandel [Janet Gregory
Vermandel, 1922–2002]**

***Das Karnevals diner*
(*Scratch a Lover*, 1969)**

**Goldmann 04 161 (TB 156 S./DM 3,00)
München 1972**

**Aus dem Amerikanischen von Norbert
Wölfl**

Genre: Krimi

„Sehen Sie mal, Trisha, in diesem Fall kann ich Sie nicht einmal vorbereiten, weil keinerlei Fakten vorliegen. Diese Mrs. Norbert, die Besitzerin von ‚Fiesta-Service‘...“

„- ist Ihre Tante“, ergänzte ich liebenswürdig und freute mich, weil mein Schuß ausnahmsweise getroffen hatte.

„Na schön, meine Tante“, gab er zu. „Ansonsten würde ich meine Zeit nicht damit vergeuden. Es ist ein kleiner Laden. Angeblich verdient sie genug Geld, aber ich bringe sie einfach nicht dazu, mir zu sagen, was sie bedrückt. Sie sagte nur, daß jemand sie aus dem Geschäft verdrängen will. Sie wollte, daß ich alles liegen- und stehenlasse und

nach Bridgefort komme, um die Sache zu klären. Endlich habe ich sie davon überzeugt, daß Sie die Richtige dafür sind, und dann passiert die Sache mit Max. Ich muß meine Tante seit zwei Wochen hinhalten.“ (S. 7f)

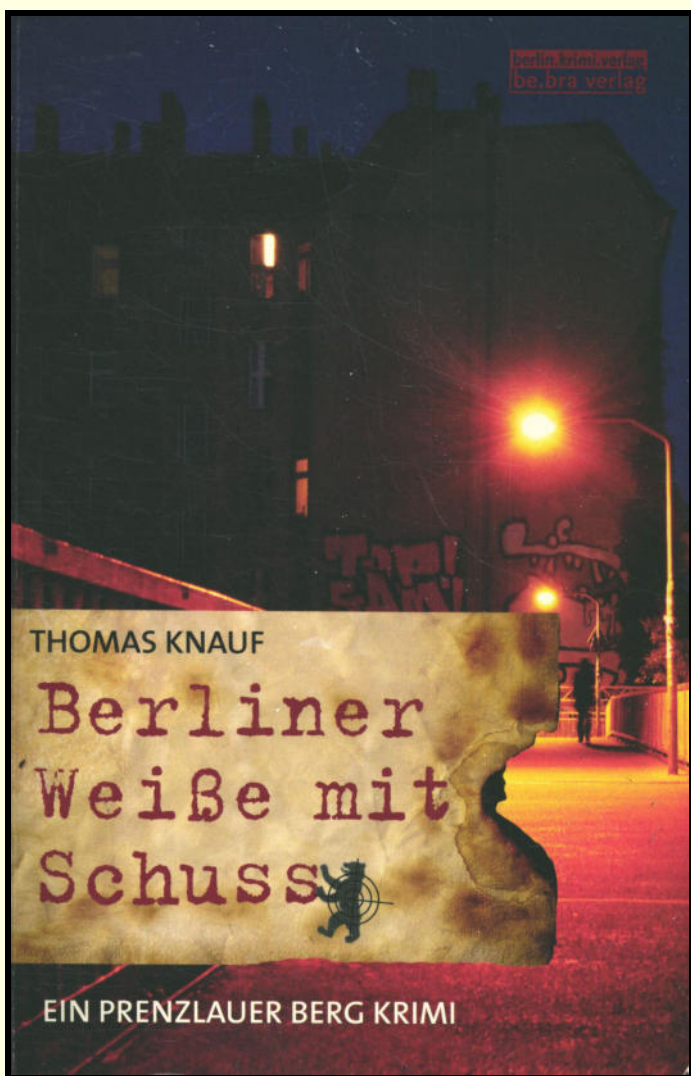
Die junge Patricia Franklin hat eine Anstellung als Privatdetektivin bei Kelly Britton Associates in Montreal, Kanada, erhalten. Ihr erster Auftrag führt sie nach Bridgefort, wo die Tante ihres Arbeitgebers eine Partyküche mit dem Namen „Fiesta-Service“ betreibt.

Trishas Einsatz hat sich verzögert, weil ihr Freund, Max Taggart, bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist, so dass die Inhaberin des Partyservices, Louise Norbert, schon dringend auf Hilfe wartet. Man terrorisiert ihr Unternehmen nämlich seit geraumer Zeit mit verschiedenen Anschlägen wie dem Versalzen von Essen, gefälschten Annoncen und jetzt gar obszönen Schmierereien auf der Hauswand.

Da der örtliche Polizeichef Dougal Graham ratlos ist, wird Trisha undercover als Diätköchin eingesetzt. Und es dauert nicht

lange, da kommt zu den geschäftsschädigenden Anschlägen gar noch ein Mord hinzu.

Das Karnevalsdiener ist ein unterhaltsamer Krimi um eine furchtlose und unternehmungslustige Privatdetektivin.



*Knauf, Thomas: Berliner Weiße mit Schuss

Thomas Knauf [1951–]

John Klein 2: Berliner Weiße mit Schuss.

Ein Prenzlauer Berg Krimi

be.bra 527 (TB 264 S./€ 9,95)

Berlin 2012

Genre: Krimi

Nachdem er ein gutes Stück gegangen war und dabei immer wieder leise „*Biko, Biko, because Biko ... the man is dead*“ vor sich hin sang, musste er pinkeln. Weit und breit kein Baum, kein Strauch, also entleerte er seine Blase auf der Wiese unterhalb des Cantian-Stadions. Er hatte die Hose noch nicht zugeknöpft, da hörte er hinter sich Stimmen.

„Guck dir die Negersau an. Wagt es, in einen deutschen Park zu schiffen.“

„Wo deutsche Kinder spielen und Deutsche sich sonnen.“

„Müssen wir dem Affen wohl einen Knoten in den Schniepel machen ...“

„Damit er sich merkt, dass Neger hier nicht pissen dürfen.“ (S. 7)

Touré Kibala, ein wenig stärker pigmentiert als der Durchschnittsberliner, verspürt im Anschluss an ein Peter-Gabriel-Konzert ein derart dringendes Bedürfnis, Wasser zu lassen, dass er dies nächstens im Freien macht, was eine Horde krawalliger Chaoten anzieht. Kibala ergreift verständlicherweise die Flucht und stürzt im Mauerpark so unglücklich in eine Baugrube, dass er sich das Sprunggelenk bricht.

Er versuchte sich aufzurichten und hörte den kurzatmigen Gesang: „Häschen in der Grube, sa-haß und schlief ...“ Einer der beiden Jugendlichen fuchtelte mit einem Butterflymesser vor seiner Nase herum. Der Afrikaner tastete mit den Händen in der Erde nach einem Stein oder Knüppel, um sich zu verteidigen, und stieß auf einen harten, länglichen, leicht gebogenen Gegenstand. Er zog ihn heraus und hielt ihn den Angreifern entgegen, erntete aber nur höhnisches Gelächter, als der Knochen knapp über seiner Faust brach. Toure grub weiter im Erdreich und förderte etwas Rundes hervor. Seine Angreifer

ließen entsetzt von ihm ab, als er den Totenschädel hochhielt und etwas auf Suaheli rief, das wie ein böser Fluch klang. (S. 8)

Seine Angreifer sind ihm gefolgt, lassen jedoch von ihm ab, als er in der Grube einen Totenschädel ergreift und hochhebt.

Das ist ein Fall für den durch und durch unsympathischen Kriminalkommissar Bern-Ulrich Scholz, unterstützt von dem weitaus angenehmeren Rechtsmediziner Lorenz Straub.

Vom Zustand der Leiche her datiert man sie auf Ende der achtziger Jahre. Dass sie von vier Kugeln aus einer Kalaschnikow durchlöchert wurde, gibt wertvolle Anhaltspunkte, ebenso wie die ausnehmend teure DDR-Armbanduhr, die nur an Leute mit besonderen Verdiensten verliehen wurde. Der Verdacht liegt nahe, dass es sich bei dem Toten um das letzte Maueropfer handelt. Allerdings wurden Mauertote stets amtlich anonym begraben, was die Frage aufwirft, wieder dieser eine heimlich verscharrt wurde.

Straub, von einer persönlichen Anteilnahme ergriffen, bittet John Klein, die bürgerliche Hälfte der Detektivagentur Kurz & Klein, den Toten zu identifizieren.

Von Hass oder Rachegefühlen ließ er sich nicht leiten. Sein Motiv war, keines zu haben und etwas zu tun, das kein Polizist der Welt aufklären konnte. Keine Spur würde zu ihm führen. Noch nie hatte er Tiere gequält, sich nie am Streit über Hundekot und die Gefährdung von Kindern durch nicht angeleinte Vierbeiner beteiligt. Im Gegenteil. Hundebesitzer, die ihm auf der Straße begegneten, fragte er nach Alter und Rasse ihres Lieblings. Nein, gegen Hunde hatte er nichts. Nur gegen Menschen. Vor allem Penner, die den ganzen Tag auf dem Helmholtzplatz herumlungerten, zu allem eine Meinung hatten, aber nicht die leiseste Ahnung von irgendwas. Ihre rühdigen Köter besaßen mehr Verstand als diese Schlappschwänze. Ihnen würde er das Letzte nehmen, das sie herumkommandieren konnten, damit sie in

ihrem Elend ertranken und sich nicht mehr auf die Straße trauten. (S. 38)

John hat nun alle Hände voll zu tun, denn am Prenzlauer Berg geht zu allem Unglück auch noch ein Hundemörder um, dem es bei seinem finsternen Tun hauptsächlich darum geht, den Besitzern der Tiere unermessliches seelisches Leid zuzufügen.

John bringt in Erfahrung, dass die Uhr des Toten, die während seines Ablebens oder während seines Verscharrens stehen geblieben ist, als Datum den 9. eines unbekanntenen Monats anzeigt. John spinnt daraus eine raffinierte Theorie: Wenn die Tat am Tag des Mauerfalls, dem 9. November, geschah, wäre zu vermuten, dass der Flüchtende seinen gefährlichen Weg deshalb wählte, weil er noch nicht von der Öffnung der Grenze erfahren hatte, und dass die Soldaten aus dem gleichen Grund auf ihn schossen. Man kann sich deren Entsetzen vorstellen, als sie kurz darauf erfahren mussten, dass sie unrechtmäßig gehandelt hatten, was das schnelle Verscharren der Leiche erklären würde. John macht drei Vermisste ausfindig, die an jenem Daten

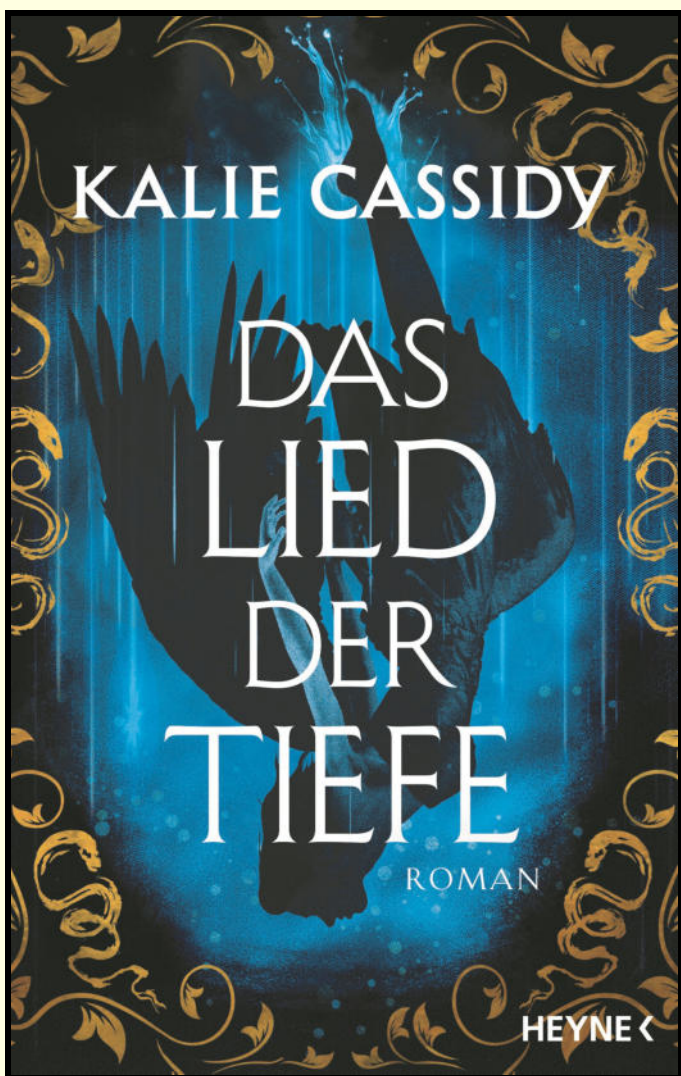
verschwanden, und forscht ihrem Verbleiben nach.

Leon Grossmann, Sohn eines Stasi-Obersts, war Johns erste Wahl. Seine Flucht in den Westen hätte den Vater die Karriere gekostet. Der Tote im Mauerpark besaß keine Papiere, als man ihn fand. Aber vielleicht, als man ihn erschoss? Hatte Oberst Grossmann den Befehl gegeben, seinen Sohn an Ort und Stelle zu vergraben? Dass ein Vater aus Angst um die Karriere den eigenen Sohn verleugnet, kam in allen Gesellschaften vor. Einem solchen Rabenvater in Uniform wollte er gern auf den Zahn fühlen [...]. (S. 51)

Berliner Weiße mit Schuss ist ein weiterer faszinierender, mit feiner Ironie angehauchter Krimi aus der Feder von Thomas Knauf. Neben der spannenden Ermittlungsarbeit beleuchtet der Autor auch die verschiedensten Missstände in Berlin, wobei er allerdings keine dezidierte politische Haltung einnimmt, sondern alles kritisiert, was kritisierenswert ist, ohne Scheu, allen ideo-

logischen Richtungen gleichzeitig auf die Zehen zu treten.

Der Thälmann-Park war ein verfluchter Ort. Seit der eiligen Fertigstellung des Wohnquartiers 1986 litten die Bewohner unter Kopfschmerzen, Übelkeit, Hautauschlag und anderen Krankheiten infolge von Cyaniden und Phenolen, die im Grundwasser der abgerissenen Gasanstalt verblieben, weil das Denkmal für den großen Sohn der Arbeiterklasse teurer als geplant war, die Gesundheit der Lebenden dagegen billig zu haben. Namhafte DDR-Künstler hatten den russischen Bildhauer Lew Kerbel vergeblich bedrängt, den Staatsauftrag etwas kleiner zu gestalten und statt eines nagelneuen Mercedes einen ausrangierten Volvo aus Honeckers Fuhrpark als Dienstauto zu akzeptieren. Ohne Erfolg. Am Ende reichte das Geld noch für 4000 Bäume, doch auch sie wurden krank und überlebten die DDR nur um ein paar Jahresringe. (S. 57)



Kalie Cassidy

Imogen 1: Das Lied der Tiefe

(In the Veins of the Drowning, 2025)

Heyne 27 554 (HC 414 S./€ 24,00)

München 2025

Aus dem Amerikanischen von Franziska Wegmann

Genre: Fantasy

Die Luft war schwer geworden vom Duft des Meeres. Ich konnte ihn fast schmecken, wie er sich wie ein Tentakel durch den warmen Thronsaal schlängelte.

Er erfüllte mich mit überwältigender Angst.

Die Gäste strömten aus der Eingangshalle herein, ihr Gekicher und Geschnatter hallte vom Marmor wider, aber ich hielt mich an den äußeren Rändern, näher an den knochenweißen Wänden. Es war mir so gut gelungen, mich fernzuhalten. Mein Leben lang hatte ich die Verlockungen des Meeres ignoriert, nur damit es sich wie ein heimtückischer blinder Passagier auf der Seide und der feinen Wolle der weit gereisten Gäste

an den Verteidigungsanlagen von Fort
Linum vorbeischieben konnte. (S. 11)

Die Insel Seraf mit ihrer Hauptstadt Linum liegt auf der Welt Leucosia und wird von König Nemea regiert, der sämtliche magiekundigen Sirenen erbarmungslos verfolgen lässt. Was er nicht weiß, ist die Tatsache, dass sein Mündel Imogen Nel, die in zwei Tagen den Kommandanten Evander heiraten soll, selbst eine heimliche Sirene ist.

Zur Hochzeitsfeier eingeladen ist auch König Theodor Ariti von Varya, in dessen Reich die Sirenen geschätzt werden. Bei einem Tanz lernen sich Imogen und Theodor näher kennen.

Wir waren so nah beieinander, wie es
mein Rock zuließ.

„Was macht Ihr da?“, flüsterte ich.

„Ich lasse Euch zu Atem kommen.“

„Ich sagte schon, es geht mir gut.“ Panik schwang in meinen Worten mit. Aus den Augenwinkeln beobachtete uns Nemea, seine Wangen färbten sich wutrot.

„Nemea hat Euch gezwungen, dieses lächerliche Kleid zu tragen?“ Seine Stimme war tief und sanft und jagte eine kribbelnde Welle über meine Haut.

Ich blickte auf mein Mieder hinunter. „Es war ein Geschenk“, sagte ich knapp. „Er wollte, dass der heutige Abend perfekt wird, und hat es extra für diesen Anlass anfertigen lassen.“

„Bemerkenswert.“

„Was?“

„Nemea ist sogar grausam mit seinen Geschenken.“ (S. 28)

Es steht außer Frage, dass sich Imogen und Theodor schnell ineinander verlieben, was für die Sirene eine gute Gelegenheit darstellt, noch rechtzeitig die Flucht zu ergreifen, bevor ihr vorbestimmter Bräutigam im Hochzeitsbett ihre wahre Gestalt erblickt.

Das Lied der Tiefe ist eine unterhaltsame romantische Fantasy, die auf einer exotischen Welt spielt.



G Erle Stanley
ardner
**Party der
Unschuldseengel**

Beim Sekt sahen sie
ihre Lage rosarot.
Nüchtern aber
wurden sie zu
Schwarzsehern...

*Gardner, Erle S.: Party der Unschuldengel

Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Doug Selby 8: Party der Unschuldengel
(*The D.A. Takes a Chance*, 1948)

Scherz 00 667 (TB 190 S./DM 4,80)

Bern und München 1980, 5. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Leonie
Schoor

Genre: Krimi

„[...] Es war so: Doug Selby, unser District Attorney, war hier sehr beliebt. Weil er während des Krieges zur Armee ging, legte er vorübergehend sein Amt nieder. Nach seiner Rückkehr wollte der Mann, der seinen Platz eingenommen hatte, nicht wieder gehen. Die Bürger von Madison City erreichten aber nach endlosen Bemühungen, nach Resolutionen und Eingaben doch wieder die Ernennung Selbys zum District Attorney. Jetzt ist er also erneut in Amt und Würden. Es war ein häßlicher Streit.“

„Aha. War Jim für Selby?“

„Nein, er war auf der anderen Seite.“
(S. 7)

„Doug Selby, our district attorney, was mighty popular. He resigned his office to go to war. When he came back, the man who had taken his place wanted to hang on. Public sentiment made him quit. People even started a recall. Doug Selby's back in the D.A.'s office now. It was a nasty fight — while it lasted.”

„I see. Jim was for Mr. Selby?”

„No, he was tied up with the other side.”

Doris Kane ist in Madison City angekommen, um ihre Tochter Paula zu besuchen, die vor wenigen Monaten den aufstrebenden Unternehmer James L. Melvin geheiratet hat. Hier erfährt sie gerade in einem Café, dass ihr Schwiegersohn ein erklärter Gegner des District Attorneys Doug Selby war, als dieser nach Kriegsende seinen alten Posten wieder übernehmen wollte.

Während Doris Kane zum zweitenmal auf den Klingelknopf drückte, sah sie etwas, das sie mit Unruhe erfüllte. In einer Ecke des kleinen Vorbaues lag ein Stapel Zeitungen, deren zuoberst liegende Blätter, auf die der Schein der Morgensonne fiel, schon zu vergilben begannen. (S. 8)

It was as Doris Kane was pressing the bell button for the second time, that she saw something which filled her with disquiet. Over in a corner of the little porch was a pile of bundled newspapers, and on those newspapers, which were in the path of the morning sun, the outer pages had already begun to turn yellow.

Als Doris im Haus ihres Schwiegersohns ankommt, muss sie feststellen, dass dieses schon seit etlichen Tagen nicht mehr bewohnt wurde. Im Briefkasten findet sie unter einem Schreiben des Anwalts Alfonse B. Carr die Haustürschlüssel.

Doris fragt eine Nachbarin, wo die Melvins sein könnten.

„Wenn Sie mich fragen, die da oben sind wirklich nicht der Typ von Nachbarn, die wir uns für unsere Gegend wünschen. Dies hier ist ein anständiges Viertel. So ein Treiben hat man noch nie gesehen! Parties bis in den hellen Morgen, betrunkene Frauen, und dann – tja, jedenfalls behaupte ich immer noch, es war ein Schuß. Puh! Nachbarn, na wirklich! Was wollen Sie von ihnen?“

„Wie lange ist das her?“ fragte Doris. Sie spürte, wie sich die Haut über ihren Backenknochen straffte.

„Wie lange was her ist?“

„Diese Party.“

„Es gab viele Parties.“

„Und der Schuß?“

„Das war vorige Woche, vor zehn Tagen, glaube ich. Wenn Sie etwas verkaufen wollen, ist es zwecklos, so frühmorgens da oben vorzusprechen. Die stehen nicht vor neun oder zehn Uhr auf, wenn sie überhaupt zu Hause sind, was, ich aber bezweifle.“ (S. 10)

„If you ask me, they're not the type of neighbors we want in this locality. This

is a respectable community. Such goings-on you never did see! Parties until two and three o'clock in the morning, women getting drunk, and then — well, anyway, I still say it was a pistol shot. Humph! Neighbors, indeed! What do you want of them?"

„How long ago was this?" Doris asked, her face feeling as though the skin had been drawn tight as parchment across her cheekbones.

„How long ago was what?"

„The party."

„Parties," the woman said. „Lots of them."

„And the pistol shot?"

„That was last week — ten days ago, I guess. If you're selling something, it won't do you any good to be around there this hour of the morning. They don't get up until nine or ten, even when they're home, which they're not!"

Doris erfährt, dass bei den Melvins regelmäßig Partys gefeiert werden, bei denen es hoch hergeht – weder an örtlichen Lokalgrößen und Politikern noch an willigen

jungen Frauen scheint es dabei zu fehlen. Und bei der letzten Party soll ein Schuss gefallen sein.

Nun nimmt die besorgte Mutter den Haustürschlüssel aus dem Briefkasten und verschafft sich Zutritt zum Haus. Im Gästezimmer erwartet sie eine unangenehme Überraschung.

Das nächste Zimmer war geräumiger und wahrscheinlich für bevorzugte Gäste gedacht. Es hatte ein separates Bad und. ... Doris Kane erstarrte vor Grauen, das Echo ihres Schreies in den Ohren. Das Bettlaken war durch etwas Dunkles, Rötlichbraunes verfärbt und befleckt, so unheilvoll mitten im Weiß des Bettes, daß Doris sogleich erkannte, was es bedeutete. Als sie den ersten Schreck überwunden hatte, trat sie näher und befühlte vorsichtig das Laken. Es war trocken und steif. Auf dem Fußboden konnte sie keine Blutspuren entdecken. Aber im Badezimmer fand sie eine ganze Menge blutbefleckter Handtücher auf einem Haufen liegen.

Hier war ein Unfall geschehen. Jemand hatte viel Blut verloren, und die Handtücher verhinderten, daß es auf den Boden tropfte. Jemand hatte auf dem Bett gelegen, vielleicht, um auf den Arzt zu warten und ...

In Mrs. Kanes Gedanken wiederholten sich immer wieder die Worte der Nachbarin: „Tja, jedenfalls behaupte ich immer noch, es war ein Schuß.“

Doris Kane verließ fluchtartig das Haus. Draußen umfing sie der Morcen mit strahlendem Sonnenschein und ließ ihr die düstere Entdeckung der letzten Minute beinahe unwirklich vorkommen. Sie zog die Haustür hinter sich zu und ließ das Schloß einschnappen. Den Schlüssel legte sie im Briefkasten wieder unter den Brief von Alfonse Baker Carr, klappte den Kasten zu und ging mit schnellen, nervösen Schritten hinüber zu ihrem Wagen, startete den Motor und fuhr weg. (S. 12)

The next bedroom was a large one, apparently intended for a guest who might not be a member of the family. It

had a bath and... Doris Kane found herself standing in horror-stricken rigidity, the sound of the little scream she had involuntarily given still echoing in her ears.

The surface of the bed was blotched and stained with a dark, reddish-brown something, so sinister in its incrustated appearance that Doris knew it instantly for what it was.

When she could get power back in her legs, she moved over to the bed, felt of the dry stiffness on the coverlet.

The floor gave no indication of blood drops, however. But in the bathroom there was another story. Here was a whole pile of bloodstained towels.

There had been an accident. Someone had, quite evidently, lost a lot of blood. Towels had been used to keep that blood from dropping to the floor, but the person had lain on the bed, perhaps waiting for a doctor and...

In Mrs. Kane's mind the words of the next door neighbor repeated themselves ominously, „Well, anyway, I say it was a pistol shot.”

Doris Kane hurriedly left the bedroom. She went out through the front door into the morning sunlight, the odor of orange blossoms, the singing of birds, the laughter of children from the yard of a house half a block down the street.

She pulled the door shut behind her, so that the spring lock clicked into place. She opened the mail box, replaced the key under the letter from Alfonso Baker Carr. She snapped the mail box closed, walked with quick, nervous steps across to the station wagon, started the motor and drove away.

Doris entdeckt Blutspuren im Bett und blutige Handtücher im Bad. Dieser Anblick und die Tatsache, dass die Nachbarin von einem Schuss gesprochen hat, veranlasst sie, den behägigen, aber lebensklugen Sheriff Rex Brandon zu informieren, der sich wiederum mit dem integren und intelligenten District Attorney Doug Selby ins Benehmen setzt; auch die clevere Reporterin Sylvia Martin vom „Clarion“ ist nicht weit, wenn es Sensationelles zu erhaschen gibt.

Doch die Überraschung ist groß, als nicht nur der Brief des Rechtsanwalts aus dem Briefkasten verschwunden ist, sondern auch sämtliche Blutspuren im Haus beseitigt sind. Ein Zeuge erzählt eine wirre Geschichte über einen unbekanntem Betrunkenen, der sich bei der Party mit einem Revolver selbst angeschossen habe, aber am nächsten Morgen problemlos mit dem Auto weggefahren sei. Tochter und Schwiegersohn sind wohl auf und wohnen in einem anderen Haus, das ihnen ein Bekannter zu Verfügung gestellt hat, erfährt Doris zu ihrer Beruhigung, aber Selby & Brandon kommt die mysteriöse Sache sehr verdächtig vor, und den Aussagen der redewilligen Zeugen glauben sie kein Wort – zu Recht, wie sich herausstellt, denn die Geschichte mündet in Diebstahl, Erpressung und Mord.

Party der Unschuldengel ist ein außerordentlich gut erzählter und mordsmäßig spannender Krimi mit einer Handlung, die umso verwickelter wird, je weiter sie fortschreitet. Außerdem beweist der Roman, dass man in Amerika auch schon vor Jeffrey Edward Epstein (1953–2019) wusste, wie man in Prominentenkreisen zu feiern hat.



Andreas Brandhorst [1956–]

Origin 1: Die Entdeckung

Heyne 32 383 (PB 448 S./€ 17,00)

München 2025

Genre: Science Fiction

Ein akustisches Signal erklang, ein glockenartiges *Pling*.

„Ich möchte euch nicht bei eurem Gespräch stören“, erklang die androgyne Stimme der Stations-KI namens Infimty. „Aber ich habe etwas Wichtiges für euch.“

Flora hatte die Hand nach der Luke ausgestreckt und ließ sie wieder sinken.

„Ja?“

„Es geht um eine unserer Sonden im Kuipergürtel“, verkündete Infinity.

„Was ist damit?“, fragte Flora ungeduldig. „Wieder ein überfälliger Bericht?“

„Ganz im Gegenteil“, lautete die Antwort. „Eine der Sonden hat sich außerhalb der üblichen Berichtsintervalle gemeldet. Sie hat etwas entdeckt.“

Ausgerechnet jetzt, dachte Flora. „Neue Ressourcen für den Mars und die

Wayfarer, nehme ich an. Das hat Zeit bis später.“ Sie hob wieder die Hand zur Luke.

„Nein“, sagte Infinity. „Es geht nicht um Rohstoffe und dergleichen. Die Sonde NN21 hat eine technologische Signatur gefunden.“ (S. 11f)

Wir schreiben das dreiundzwanzigste Jahrhundert. Auf der Erde sind die Meere so weit angestiegen, dass die Menschen in schwimmenden Städten sowie den verbleibenden Inseln leben. Man darf sich also nicht wundern, dass man nicht nur das Sonnensystem erforscht und besiedelt, sondern auch eine Expedition zu einem anderen Stern mit einem bewohnbaren Planeten vorbereitet.

Doch da meldet die KI auf der Raumstation Poseidon Zero, die um Triton, einen Mond des Neptun, kreist, den Wissenschaftlerinnen Flora und Sunset, dass man im Kuiper-Gürtel Anzeichen für ein außerirdisches Artefakt gefunden hat.

„Infinity, ich hatte dich gebeten, alle von NN21 ermittelten Daten für uns zu-

sammenzufassen. Wie beurteilst du die Situation?“

„Wir haben es mit einer technologischen Signatur unbekanntem Ursprungs zu tun“, lautete die Antwort. „Strukturell scheint sie weitgehend intakt, zumindest ihr Kern, und sie ist noch immer aktiv. Es gibt energetische Emissionen. Etwas erzeugt Energie und verbraucht sie.“

Sunset blähte die Wangen auf. „Also?“

„Die Situation ist einzigartig“, fügte Infinity hinzu. „Es könnte ein Erstkontakt bevorstehen.“ (S. 14)

Das Artefakt wird als zwanzig Millionen Jahre alt beurteilt, und es verfügt trotz seines Alters immer noch über Energie. Die Exopaläotologin Lea Lehora wird beauftragt, den Fund zu untersuchen, doch ihr Kollege und Rivale Conrad Sorensen will ihr unbedingt zuvorkommen.

Kleine Lichter erschienen, erst einige wenige, dann immer mehr. Sie begannen mit einem Tanz, der von Sorensens Hand ausging und sich durch den gan-

zen rechteckigen Block ausbreitete. Das Trübe wich zurück, innerhalb von fünf oder sechs Sekunden wurde der Block klar wie Glas.

Sorensen blickte auf Kopf und Rumpf hinab, auf zwei Arme und zwei Beine ...

Die Anlage war zwanzig Millionen Jahre alt, und tief in ihrem Innern, in einem sarkophagartigen Behälter, ruhte ein Mensch. (S. 65)

In einer Kältekammer ruht ein Wesen, das ganz offensichtlich ein zwanzig Millionen Jahre alter Mensch ist, was die Geschichte der Entstehung der Menschheit von Grund auf revolutioniert. Allerdings hat Sorensen durch seine Voreiligkeit bewirkt, dass das Alien zu früh erwacht und gleich darauf stirbt.

Andreas Brandhorst entwirft in *Die Entdeckung* einen faszinierenden und zugleich glaubwürdigen Science-Fiction Roman über die erste Begegnung nicht nur mit außerirdischem Leben, sondern auch mit dem Vorfahren des Menschen.



Rachel Caine

Die Magische Bibliothek 4: Feuer und Eisen
(Smoke and Iron, 2018)

Heyne 27 547 (HC 526 S./€ 18,00)

München 2025

**Aus dem Amerikanischen von Beate
Brammertz und Stefanie Adam**

Genre: Science Fiction

Eigentlich hatte er nur nach einer Zerstreuung gesucht, weil ihn in seiner alexandrinischen Gefängniszelle schreckliche Langeweile überkam.

Beim Erwachen war Jess Brightwell aufgefallen, dass er nicht mehr wusste, wie viel Zeit mittlerweile vergangen war. Hier glich ein Tag so sehr dem anderen, dass sie miteinander zu verschwimmen schienen. Doch er musste unbedingt wissen, wie lange er schon hier festsaß und auf seine Hinrichtung wartete, die vielleicht stattfinden würde – oder auch nicht. Und so rief er sich jeden bereits vergangenen Tag in Erinnerung und markierte ihn mithilfe eines Hemdknopfs sorgsam an der Zellenwand. (S. 13)

In Alexandria liegt nicht nur die größte, sondern die einzige Bibliothek der Welt. Bücher kann man sich anzeigen lassen, aber niemals vervielfältigen. Die Macht, die dem Archivar Magister und seiner Hohe Garda daraus erwächst, ist ungeheuer. Und doch gibt es im Untergrund Bücherschmuggler wie Callum Brightwell und seine Zwillingssöhne Jess und Brendan.

Jess ist allerdings zur Zeit in Alexandria gefangen und wartet auf sein Todesurteil – wobei der Archivar ihn für seinen Bruder Brendan hält. Doch Jess hat noch einmal Glück, denn er wird nicht zum Galgen geführt, sondern zum Archivar. Jess erhebt sogleich Vorwürfe.

„Die Bibliothek verlässt sich nun schon seit fast viertausend Jahren auf die Überlegenheit der Alchemie und auf die Obskuristen, die sie in Perfektion praktizieren. Alles, was Sie und die Bibliothek tun und besitzen, beruht in irgendeiner Form auf deren Macht: die Automaten, die sämtliche Städte in Schach halten. Die Portale, durch die Sie Ihre Armeen schicken. Und am aller-

meisten die Bücher. Mit der Bibliothek als einzigem Ort des Lernens und des Wissens haben Sie die ganze Welt unter Ihrer Kontrolle.“

„Den Fakten widerspreche ich nicht, sehr wohl aber deiner düsteren Interpretation“, erwiderte der Archivar. „Die Bibliothek ist tatsächlich ein Ort des Wissens und des Lernens. Und die Automaten sorgen für Ordnung. Die Translationskammern dienen dazu, Menschen von einem Ort zum anderen zu bringen. Aber was willst du mir damit sagen ...?“ (S. 24)

Der Archivar weiß, dass Jess' Vater an einer Vervielfältigungsmöglichkeit für Bücher arbeitet, an einer Druckmaschine, mit der er die Macht des Archivars brechen könnte. Jess macht ihm nun ein Angebot, das er nicht ablehnen kann: Wenn er zweihunderttausend Bücher herausgibt, will ihm Jess die Druckmaschine ausliefern.

Rachel Caine entwirft in *Feuer und Eisen*, dem vierten Band der Serie *Die Magische Bibliothek*, eine ausgesprochen originelle Al-

ternativwelt, die sie mit einer dramatischen Handlung ausschmückt.

G Erle Stanley
Gardner

Das Mädchen vom Golfplatz

Sie ist ein köstlicher Köder.
Doch die tödliche Falle ist für sie
selbst gestellt...



*Gardner, Erle S.: Mädchen vom Golfplatz

Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Perry Mason 46: Das Mädchen vom Golfplatz

(The Case of the Sun Bather's Diary, 1955)

Scherz 50 965 (TB 190 S./DM 5,80)

Bern und München 1984, 9. Auflage

Aus dem Amerikanischen

Genre: Krimi

Della Street, Perry Masons Privatsekretärin, legte die Hand über die Sprechmuschel des Telefons und wandte sich an den Rechtsanwalt. „Wollen Sie mit einem Mädchen sprechen, das man beraubt hat?“

„Was hat man ihr geraubt?“ fragte Mason.

„Alles, sagt sie.“

„Warum ruft sie mich an und nicht die Polizei?“

„Das muß sie Ihnen auseinandersetzen, meint sie.“

„Den Eindruck hab' ich auch“, bemerkte Mason.

„Ihre Stimme klingt sympathisch, Chef. Sie scheint schwer im Druck zu sein.“

„Na schön. Sagen Sie ihr, sie soll kommen, Della.“

„Das hab’ ich ihr schon gesagt. Sie sagt, sie kann nicht. Sie hat nichts anzuziehen.“

Mason warf den Kopf in den Nacken und lachte. „Nun, ich habe alles gehört“, sagte er. „Ich spreche mit ihr, Della. Wie ist ihr Name?“

„Arlene Duvall.“

„Schalten Sie mich ein. Das muß ich hören.“ (S. 5)

Della Street, Perry Mason’s confidential secretary, placed her palm over the mouthpiece of the telephone and said to the lawyer, „Do you want to talk with a girl who has been robbed?“

„Of what?“ Mason asked.

„She says of everything.“

„Why is she calling me instead of the police?“

„She says, that’s something she’ll have to explain.“

„So it would seem,” Mason observed.

„She sounds like a nice girl, Chief. She’s in quite a predicament.”

„All right. Tell her to come in and I’ll see her, Della.”

„I asked her about coming in. She says she can’t. She has nothing to wear.”

Mason threw back his head and laughed. „Now,” he said, „I’ve heard everything. I’ll talk with her, Della. What’s her name?”

„Arlene Duval!”

Mason said, „Throw the communicating switch so we can both listen, Della. This I have to hear.”

Die junge, attraktive Arlene Duvall ruft von dem Telefonapparat bei Loch vierzehn des Remuda Golfclubs bei Rechtsanwalt Perry Mason mit der Bitte um Beistand an. Ihr sei ihr gesamter Besitz geraubt worden, einschließlich der Kleidung. Möglich wäre das gewesen, weil sie gänzlich nackt ein Sonnenbad genommen habe und unterdessen ein ruchloses Subjekt ihren Wohnwagen samt Inhalt sowie Automobil gestohlen habe. Ob sie einen Verdacht habe, meint Ma-

son. Ja, antwortet Arlene, nämlich die Polizei, die es auf ihr Tagebuch abgesehen habe.

Mit Unterstützung von seiner Sekretärin Della Street versieht Mason das Diebstahlsopfer mit Ersatzkleidung. Außerdem erfährt er, wieso Arlene die Polizei verdächtigt.

„Kennen Sie meinen Vater?“

„Wer ist Ihr Vater?“

„Colton P. Duvall.“

Mason schüttelte den Kopf und sagte dann: „Warten Sie, irgendwie kommt mir der Name bekannt vor. Ich – was macht er?“

„Er macht Nummernschilder.“

„Fabrikant?“

„Nein, Arbeiter“, sagte sie und fügte dann hinzu, „im Staatsgefängnis.“

„Oh“, sagte Mason überrascht.

„Er hat angeblich dreihundertsechshundertsechzigtausendsiebenhundertneundfünfzig Dollar und sechsunddreißig Cent gestohlen.“

„Ich glaube, jetzt fällt es mir wieder ein“, sagte Mason. „Es hatte etwas mit einer Bank zu tun, nicht wahr?“

„Mit einer Bank, einem Panzerwagen und einem Geldtransport.“ (S. 11)

„Do you know my father?” she asked.

„Who is your father?”

„Colton P. Duvall.”

Mason shook his head, then said, „Wait a minute. There’s something vaguely familiar about the name. I— What does he do?”

„He makes license plates.”

„A manufacturer?”

„No. He is a laborer,” she said, and then added, „in the state prison.”

„Oh,” Mason said.

„He is,” she went on, „supposed to have stolen three hundred and ninety-six thousand, seven hundred and fifty-one dollars and thirty-six cents.”

„It seems to me I remember it now,” Mason said. „It was a deal in connection with some bank, wasn’t it?”

„A bank and an armored truck, a shipment of currency.”

Arlenes Vater Colton P. Duvall war Angestellter der Mercantile Security Bank und

sitzt gegenwärtig im Gefängnis, weil man ihm den Diebstahl von knapp vierhunderttausend Dollar zur Last legt. Duvall soll heimlich die Geldscheine einer großen Lieferung gegen alte Schecks getauscht haben, was erst auffiel, als der Transport an seinem Ziel angekommen war. Weil das Geld bis zum heutigen Tag spurlos verschwunden ist und der Verurteilte darauf beharrt, sowohl unschuldig zu sein als auch vom Verbleib des Geldes nichts zu wissen, beschattet die Polizei allem Anschein nach unentwegt die Tochter, um ihr die geraubten Scheine abzuluchsen.

Mason nimmt Arlene als Klientin an, allerdings unter dem Vorbehalt, dass er sie der Polizei ausliefert, sollte sie sich als kriminell entpuppen. Weiterhin beauftragt er die Detektei Paul Drake, den verschollenen Wohnwagen aufzuspüren, und tatsächlich, just die Autohandlung, die den Wagen Arlene verkauft hatte, bietet ihn erneut an, allerdings in vollständig leergeräumten Zustand. Arlene bekommt den Wohnwagen, den die Firma nur auf Kommission angenommen hatte, anstandslos zurück, muss allerdings ihre gesamte Ausstattung neu

erwerben, was ihr mit ihren anscheinend unerschöpflichen Geldmitteln kein Problem bereitet.

Die Polizei beschattet weiterhin Arlene, und Drake beschattet wiederum die Polizei, in der Hoffnung, es werde sich schon irgendein Ergebnis zeitigen. Doch allen Bemühungen zum Trotz kommt es zu Mord und Totschlag, wobei sich Mason und Arlene vor Gericht um die Ehre streiten dürfen, der Hauptverdächtige zu sein.

Man geht nicht fehl in der Annahme, dass *Das Mädchen vom Golfplatz* einer der ausnehmend spannenden und ebenso unterhaltsamen Krimis aus der Feder von Erle Stanley Gardner ist.

Auffallend ist, mit welcher Akribie Mason außerhalb und innerhalb des Gerichts die einschlägigen Zeugen befragt: Selbst bei der scheinbar einfachsten und glaubhaftesten Aussage beleuchtet er die Umstände von allen Seiten. Mason weiß, das Vieles von dem, was Zeugen als Gewissheit fest behaupten, nur ihrer Mutmaßung entspringt.

So sagt zum Beispiel ein Zeuge A, er habe einen Mann B treffen wollen, aber ihn

um wenige Minuten verfehlt. A kann jedoch nicht wissen, wie viel Zeit tatsächlich verstrichen ist, da er ja B nicht gesehen hat, sondern hat die Information von einer Person C erhalten, was bedeutet, dass die Aussage von A hinsichtlich der Zeit keinen Bestand hat, das hätte nur eine Aussage von C.

Nun lassen sich Zeugen, die sich ihrer Sache nicht ganz sicher sind, von Suggestivfragen der Polizei nur allzu leicht beeinflussen, so dass Mason gezwungen ist, die vermeintliche Gewissheit der Zeugen zu erschüttern und deren Aussage auf das reduzieren, was sie tatsächlich beobachtet haben.

Erle Stanley Gardner stellte sich in seiner Zeit als aktiver Strafverteidiger hauptsächlich Angeklagten zur Verfügung, die nicht die Mittel hatten, sich einen Anwalt zu leisten und daher angesichts der Eigenheiten des amerikanischen Rechts Gefahr liefen, unschuldig verurteilt zu werden. Diese Erfahrungen Gardners fließen in den vorliegenden wie auch in die anderen *Perry-Mason*-Romane ein, was ihnen eine besondere Glaubwürdigkeit verleiht – auch wenn

die Handlung wie bei *Das Mädchen vom Golfplatz* mit jeder neu auftretenden Figur an Komplexität gewinnt, bis der Leser Mühe hat, Masons abschließender Fadenentwerrung zu folgen.

DER AUTOR DES BESTSELLERS
»DAS BUCH DER TAUSEND TÜREN«

GARETH BROWN

DIE
GESELLSCHAFT
FÜR MAGISCHE
OBJEKTE
ROMAN

HEYNE <

Gareth Brown

**Die Gesellschaft für magische Objekte
(The Society for Unknowable Objects, 2025)**

Heyne 27 555 (HC 478 S./€ 24,00)

München 2025

Aus dem Englischen von Charlotte

Lungstrass-Kapfer

Genre: Phantastik

Magda Sparks' Lieblingsort befand sich in der Bell Street 114 in Marylebone, London, einem unspektakulären Stadthaus der Georgianischen Ära, das sich in keiner Weise von vielen anderen in dieser Straße unterschied.

Das Erdgeschoss und die beiden darauffolgenden Etagen dieses Hauses beherbergten ein Antiquariat mit dem Namen Bell Street Books. In den Räumlichkeiten des Ladens zierten die deckenhohen Regale nicht nur sämtliche Wände, sondern hatten sich auch, wo nur irgend möglich, auf den alten Holzdielen breitgemacht. Jede verfügbare Ecke war mit Büchern vollgestopft, von Hardcoverausgaben und Alben über vergilbte, brüchige Taschenbücher bis

hin zu Comic-Klassikern, deren Farben bereits ziemlich unter ihrem Alter gelitten hatten. Eigentlich bestand der Laden mehr aus Büchern denn aus Ziegeln, was in Magdas Augen umso besser war. (S. 21)

Seit dem Tod ihrer Mutter Imelda ist der Lieblingsort der Schriftstellerin Magda Sparks die altehrwürdige Buchhandlung Bell Street Books in London. Nicht nur, dass hier die wundervollsten Bücher gehortet werden, nein, im Keller trifft sich zweimal jährlich die Gesellschaft für magische Objekte. Ihr Vorsitzender ist der Eigentümer Frank Simpson, Magdas väterlicher Freund; weiterhin gehören ihr der Uhrmacher Will Pinn an sowie Henrietta Wiseman, die allerdings schon seit Monaten verschollen ist, und natürlich Magda selbst. Viel zu bereden gibt es bei den Sitzungen nicht, aber man trifft sich eben aus Gewohnheit.

Doch diesmal ist es anders, denn Frank beruft eine außerordentliche Versammlung ein.

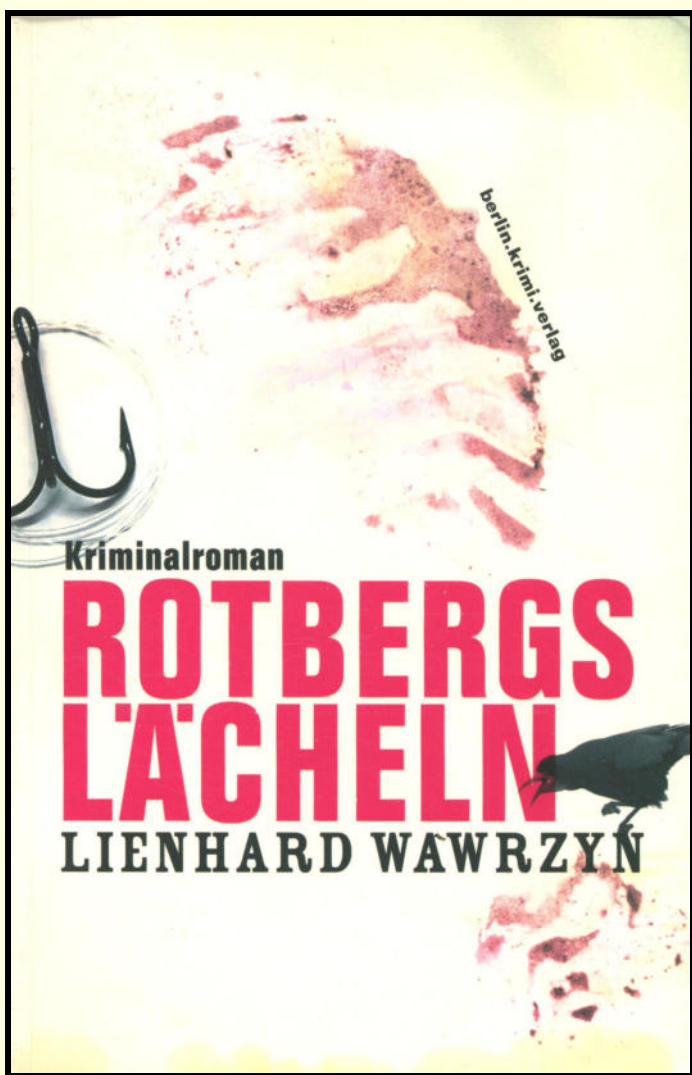
Die *Gesellschaft für magische Objekte* war achtzig Jahre zuvor mit einem einzigen, klaren Ziel gegründet worden: um die geheimen magischen Objekte dieser Welt zu sammeln, zu beschützen und weiterhin im Verborgenen zu halten. Vierzig Jahre lang war kein neues Artefakt aufgetaucht, und in der Welt der magischen Dinge hatte Frieden geherrscht. Die Sammlung der Gesellschaft hatte ungestört in ihrer verborgenen Nische hinter dem Bücherregal geruht.

„Anscheinend befindet sich das magische Artefakt in Hongkong“, erklärte Frank mit einem entschlossenen Nicken. „Und wir müssen etwas unternehmen, bevor es in die falschen Hände gerät.“
(S. 36)

Frank verkündet, dass in Hongkong ein magisches Objekt aufgetaucht ist, und dass nun die drei tapferen Mitglieder der Gesellschaft alles daran setzen müssen, es zu bergen, bevor es in die Hände schurkischer Elemente gerät. Und damit beginnt ein au-

ßerordentliches Abenteuer für die verbliebenen drei Aufrechten.

Die Gesellschaft für magische Objekte ist ein abenteuerlicher phantastischer Roman, der seine Leser mit dramatischen Wendungen zu unterhalten weiß.



Lienhard Wawrzyn

Max Talheim 1: Rotbergs Lächeln

berlin.krimi.verlag im be.bra Verlag

(TB 272 S./€ 9,90)

Berlin 2008

Genre: Krimi

Bevor Rotberg seine Wohnung verließ, schob er die Küchengardine beiseite und linste vorsichtig aus dem Fenster. Er war kein ängstlicher Typ. Aber er wusste, seine Feinde, die irgendwo da draußen lauerten, fackelten nicht lange. Wenn sie ihn erwischten, wäre das Letzte, was er in seinem Leben hören würde, sein eigenes Geschrei. (S. 5)

Michael Rotberg hat allen Grund, sich vorsichtig umzusehen, bevor er sich auf die Straße wagt, denn er hat mehr als hundert Millionen Euro an sich gebracht, von denen die Mafia glaubt, dass sie ihr gehören. Ein Bänderriss und Osteoporose bewegen ihn weiterhin zum umsichtigen Auftreten.

Nichtsdestoweniger begibt er sich ans Flussufer, um einen kolossalen Wels zu angeln.

Plötzlich guckte der breite schwarze Welsschädel aus dem Wasser und tauchte ebenso plötzlich wieder unter. Rotberg kurbelte, zog, kurbelte wieder. Gott, war der schwer! Er hob die Rute. Da war er wieder, glänzend, schwarz, sonderbar eckig. Das war doch ein Schädel? Das gewaltige Maul mit seinen Reibeisenzähnen schien geschlossen zu sein. Mühelos konnte der Wels damit Friedfische ansaugen. In seinem schwarzen Rachen verschwanden sie wie in einem finsternen Flugzeughangar in der ewigen Nacht. Der Fisch tauchte tiefer in die Spree, die sich schwarz und träge wie Teer nordwärts wälzte. Während Rotberg mit der schweren Beute kämpfte, machte sich in ihm die sonderbare Ahnung breit, dass hier etwas nicht stimmte. Im nächsten Augenblick wurde die Ahnung zur Gewissheit. Eine weiße Hand tauchte aus dem Wasser, eine protzige goldene Rolex Daytona am Handgelenk. Sie gehörte zu einem Mann, für den die Zeit keine Rolle mehr spielte, weil sein Kopf in einem schwarzen Müllsack steckte. Rotberg hatte eine

Leiche geangelt. Ein Müllsack hatte ihn
getäuscht. (S. 13f)

Nein, das gewaltige Objekt, das sich in seiner Spezialangel verfangen hat, ist kein Wels, sondern eine Wasserleiche. Rotberg vermeldet den Fund jedoch nicht der Polizei, sondern sucht so schnell wie möglich heimlich das Weite.

Das ist ein Fall für den hartnäckigen Kommissar Mal Talheim, der alle Mühe hat, die merkwürdigen Umstände aufzuklären.

Rotbergs Lächeln ist ein unterhaltsamer Krimi aus Berlin zwielichtiger Szene.



Florian F. Marzin

Jene fernen Tage

♥ Zwischen den Stühlen ♥

Florian F. Marzin [1953–]

Jene fernen Tage

p.machinery: Zwischen den Stühlen 18

(PB 236 S./€ 18,90)

Winnert 2025

Genre: Drama

Plötzlich und unerwartet ... so stand es in der Todesanzeige für Petra Bonnert, die im achtundfünfzigsten Lebensjahr ebenso verstarb.

Plötzlich und unerwartet ... Das entsprach auch den Tatsachen. Weder ihr Mann, Professor Gerwald Bonnert, noch ihre beiden Kinder, Silvia und Bernd, hätten damit gerechnet. Nach dem Anruf des Vaters waren sie aus ihren jeweiligen Studienorten herbeigeeilt, nachdem dieser, bei der Rückkehr von einer Dienstreise, ihre Mutter tot in ihrem Bett vorgefunden hatte. Die Gesichtszüge der Toten waren entspannt, strahlten aber eine fast greifbare Traurigkeit aus.

Der Hausarzt der Bonnerts, ein langjähriger Freund des Professors, attestierte als Todesursache Herzversagen,

obwohl die Medikamentenschachtel, die sich unübersehbar auf dem Nachtschisch befand, zumindest in jedem anderen Fall, Anlass zu gewissen Zweifeln gegeben hätte. Niemand sprach den naheliegenden Gedanken laut aus, dass Petra Bonnert möglicherweise den Tod zu sich gebeten haben könnte. (S. 7)

Petra Bonnert, Gattin von Professor Gerwald Bonnert, ist unerwartet verstorben. Auch wenn der Hausarzt auf Herzversagen befindet, deuten die Umstände doch darauf hin, dass sie sich mit einer Überdosis Schlaftabletten das Leben genommen hat. Sowohl der Gatte als auch die Kinder suchen nach Gründen für die Tat, allem Anschein nach vergeblich.

In einem zerlesenen Band mit Erzählungen von E. T. A. Hoffmann fanden sie eine säuberlich ausgeschnittene Todesanzeige. Darin wurde das Ableben eines *Frank Kurtig* angezeigt, der im Alter von zweiundsechzig Jahren verstorben war. Die Anzeige stammte aus einer überregionalen Zeitung und war zwei Monate

alt. Niemand in der Familie kannte einen *Frank Kurtig* oder hatte je von ihm gehört. (S. 9)

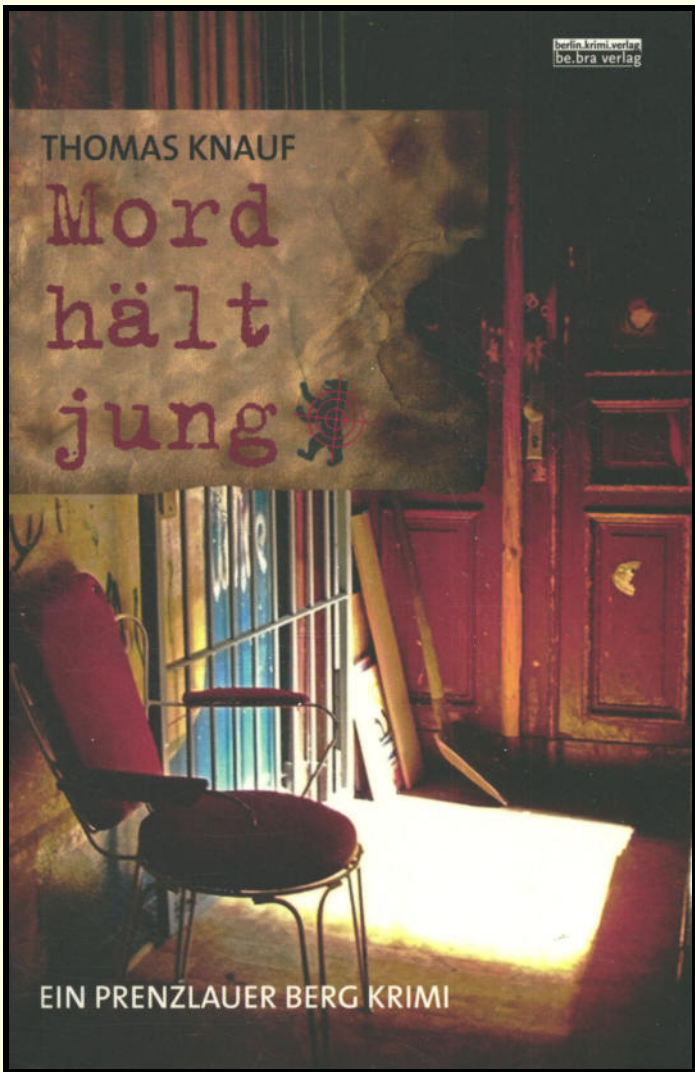
Etliche Jahre vor Petra Ableben hatte Gerwald Bonnert eine Professur für Materialtechnik an der Universität von Markleons-tern erhalten. Die Familie muss daher in die nahegelegene Kleinstadt Thalbach umziehen, was für die Kinder Silvia, sieben Jahre alt, und Bernd, fünf, eine ziemliche Herausforderung bedeutet. Aber vor allem Petra ist mit der Situation überfordert, denn ihr Gatte widmet seine gesamte Zeit seiner neuen Aufgabe.

In Thalbach gibt es eine kleine Buchhandlung, deren Inhaber, der Witwer Frank Kurtig, nicht nur ausgewählt hochwertige Literatur vertreibt, sondern auch der örtlichen Volkshochschule auch einschlägige Kurse gibt. Petra, die in der Buchhandlung nach Lektüre sucht, wird auf Kurtigs Kurse aufmerksam und nimmt interessiert an ihnen teil – und im Lauf der Zeit entwickelt sich aus der gemeinsamen Liebe zur Literatur auch eine persönliche Zuneigung. Doch Petra kann der Kinder wegen ihren gefühls-

kalten und egoistischen Gatten nicht verlassen.

Dr. Florian F. Marzin, Jahrgang 1953, promovierte 1982 mit der Arbeit *Die phantastische Literatur – Eine Gattungsstudie* und war danach als Chefredakteur und Programmchef bei der Verlagsunion Pabel-Moewig sowie einigen weiteren Verlagen tätig. Er machte sich darüber hinaus einen Namen als Übersetzer, Autor phantastischer Erzählungen und literarischer Sachbücher sowie als Mitarbeiter von Lexika der Phantastik.

Mit *Jene fernen Tage* versucht er sich erstmals an einem psychologischen Ehe-drama, das den Leser durch seine feinfühli-ge aber keineswegs sentimentale Darstellung fasziniert.



***Knauf, Thomas: Mord hält jung**

Thomas Knauf [1951–]

***John Klein 3: Mord hält jung. Ein
Prenzlauer Berg Krimi***

be.bra 532 (TB 302 S./€ 9,95)

Berlin 2013

Genre: Krimi

Die Tage kamen und gingen. Noch vergaß sie nicht, welches Jahr war und dass ihr Geburtstag diesmal mit Jesus Auferstehung zusammenfiel. Ein Grund mehr für die überzeugte Atheistin, ihn zu vergessen. Alles, woran sie einmal geglaubt hatte, war sang- und klanglos untergegangen, aus und vorbei. Ein abgeschlossenes Kapitel für die Geschichtsbücher, in denen ihr Name nicht vorkam. [...]

Seit Jahren wartete sie vergebens auf den Herrn, den sie einen Meister aus Deutschland nannten, obwohl Pünktlichkeit nicht seine Tugend war. Entweder kam er zu früh oder zu spät und nie, so man ihn rief. Selbst wenn er sich ankündigte, gab er sich oft launisch aus

Respekt vor den Errungenschaften der Medizin oder er ließ sich grundlos entschuldigen. Ihm auf die Sprünge zu helfen, kam für sie nicht in Frage, denn weder fühlte sie sich enttäuscht noch einsam oder sterbenskrank, nur tödlich gelangweilt. (S. 9)

Edith Jacobi, achtzig Jahre alt, frühere Chemikerin, lebt in einem Berliner Altersheim und hat nichts anderes mehr zu tun als auf den Tod zu warten.

Anstatt höflich schweigend der Sisyphusarbeit des Personals zuzusehen und nur zu reden, wenn man gefragt wird, nervten manche, längst nicht nur Frauen, mit endlosem Geschwätz, vorgetäuschten Beschwerden oder bloßer Anwesenheit, die ihnen umso unerträglicher erschien, je weniger sie sich damit abfinden konnten, alt und nutzlos zu sein. Diejenigen, die beizeiten gelernt hatten, sich selbst zu genügen und die Gemeinschaft der anderen nicht zum Teilhaber ihrer Langeweile zu machen, wurden als unsozial, eingebildet

und den kollektiven Geist des Hauses vergiftende Einzelgänger gescholten, mitunter regelrecht gehasst und durch Gemeinheiten wie das Verweigern eines Sitzplatzes beim Essen, Stehlen ihrer Zeitung aus dem Postfach, grundlose Beschwerden bei der Heimleitung und ähnliche Kindereien gemobbt. (S. 10f)

Die meisten Insassen verbringen ihre Zeit damit, den Anderen auf die Nerven zu gehen; wer sich aber zurückzieht, wird als unsozial verschrien.

Hier lebt auch Lotti Frohwein, Jüdin, Holocaust-Überlebende, vierundsiebzig Jahre alt, frühere Sprachkennerin und Schnittassistentin bei der DEFA. Sie hatte als Kind die Mahnung, ja kein Wort zu sagen, damit sie nicht entdeckt wurde, so sehr verinnerlicht, dass sie stumm wurde; erst die unvermutete Regelblutung entlockte ihr wieder einen Schrei; seither ist sie der Sprache wieder mächtig, redet aber so wenig wie möglich mit den anderen Insassen.

So kommt die Detektei Kurz & Klein ins Spiel, und zwar in Gestalt den arg übergewichtigen John Klein. Dessen verstorbene

Frau Lea war nämlich eine Nichte von Lotti, und daher wendet sich Lotti trotz ihrer Abneigung gegen den ihrer Meinung nach nutzlosen angeheirateten Neffen an ebendiesen.

In letzter Zeit wuchs die Angst, der Allmächtige könne sie vorzeitig zu sich rufen. Häufiger als gewöhnlich kam der Bestatter ins Haus am Weinbergsweg, um eine neue Leiche abzuholen. In dieser Woche schon zum zweiten Mal. Alle Verstorbenen hatten krumme Finger vom Beten und waren, soweit sie es beurteilen konnte, nicht sterbenskrank gewesen. Es musste einen anderen Grund haben, dass sie plötzlich schlapp gemacht hatten, dachte Lotti und schlief nachts noch schlechter als sonst. Sie wusste aus der Presse, dass in deutschen Pflegeheimen etliche Alte aus unnatürlichen Gründen starben. (S. 18)

In dem Altersheim kommt es nämlich in letzter Zeit zu gehäuften Todesfällen, und Lotti meint, dass gewichtige Gründe für die Annahme sprächen, sie würde eines der

nächsten Opfer, weshalb sie telephonisch Hilfe bei John Klein sucht.

„Klein! Falls Sie meine Dienste in Anspruch nehmen wollen, rufen Sie mich in einer Stunde im Büro an. Ich bin noch unterwegs.“

„Nun halt mal die Luft an, Junge. Hier ist Lotti. Lotti Frohwein.“

John fiel vor Schreck die Zigarette in den Kaffeebecher. „Ick fass et nich. Dachte, du bist nach Israel ausgewandert?“

„Deine Witze waren schon immer geschmacklos. Hat man dich endlich bei der Polizei rausgeschmissen?“ (S. 28)

Der im Grunde unterbeschäftigte Detektiv John Klein, der mehr Zeit seinem Hund Seneca als seinen Ermittlungen widmet, kann einen neuen Auftrag durchaus brauchen, auch wenn ihm die Tante kein Geld einbringen wird. Dafür aber wendet sich der einigermaßen betuchte Klaus Schöndorfer, Regisseur beim ZDF, an John, mit der Bitte, während der berufsbedingten Abwesenheit des Ehepaares Schöndorfer den vierzehn-

jährigen Sohn Jonas zu beaufsichtigen, das heißt, wenigstens dafür zu sorgen, dass er regelmäßig die Schule besucht. Dieser Auftrag wird eine weitaus größere Herausforderung, als der nachkommenlose Detektiv sich je träumen ließ, denn Jonas erweist sich als naiv, renitent und raffiniert zugleich.

Aber auch Lotti hat ihre Ansprüche an John, dem sie ausführlich ihr Leid klagt.

Nicht nur Patienten behandle man mies, am meisten gespart werde beim Personal. Die Pfleger müssten unbezahlt Überstunden machen, verdienen viel zu wenig und brauchten vier Hände, um ihre Aufgaben zu erledigen. Für die Fütterung eines voll Pflegebedürftigen blieben ihnen genau zwei Minuten Zeit, für Waschen, Kämmen und Anziehen fünf. „Seelische Betreuung oder Gespräche gleich null, sind sogar verboten, damit der Pflegeplan strikt eingehalten wird. Wer ihn nicht einhält oder sich beklagt, wird entlassen. Hier herrscht ein System aus Angst und Gleichgültigkeit. Die Pflegepatienten mucken nicht

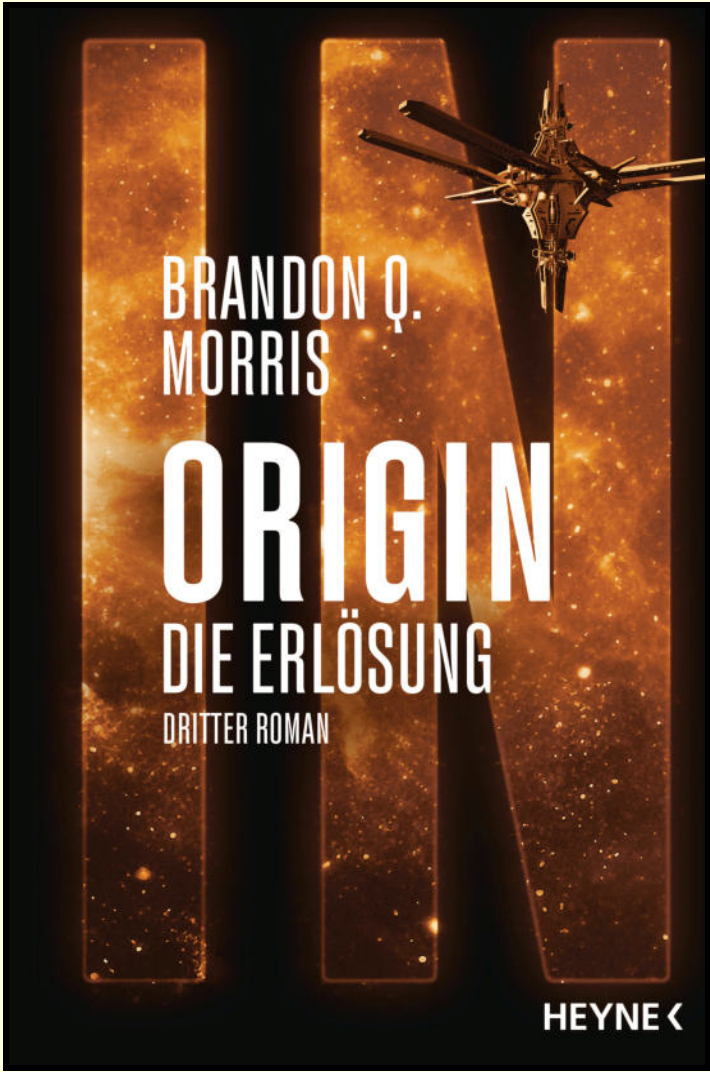
auf, sind zu schwach oder vergesslich. Viele leiden an Unterernährung und dämmern nur vor sich hin. Wer Lärm macht, kriegt Beruhigungsmittel oder wird am Bett festgeschnallt. Und muss 3.000 Euro im Monat zahlen, um sich foltern zu lassen.“ (S. 40)

John willigt ein, die Umstände im Altersheim zu untersuchen, was ihm als Verwandter einer Insassin nicht schwer fallen dürfte.

Aber anscheinend hat er seine Aufgabe nicht ernst genug genommen, denn nach nicht allzu vielen Tagen entdeckt man Lotti eines winterlichen Morgens auf einer Parkbank vor dem Heim, stocksteif gefroren. Und was Jonas angeht, so hätte John sicherlich nicht damit gerechnet, dass es auch in diesem Fall zu Mord und Totschlag kommt.

Mord hält jung ist ein Musterbeispiel eines exzellenten Krimis: Er erzählt zwei unabhängige, jeweils für sich sehr unterhaltsame und spannende Dramen; er beleuchtet mit Witz und Ironie die gesellschaftlichen und politischen Umstände in Berlin vor und nach der Wende, ohne für eine bestimmte

Richtung Partei zu ergreifen; und er ist in einem wundervoll ironischen Stil verfasst, der die Lektüre zu einem großen Vergnügen macht.



Brandon Q. Morris

Origin 3: Die Erlösung

Heyne 32 385 (PB 576 S./€ 17,00)

München 2025

Genre: Science Fiction

Woldomars Kopf schlug gegen die Sitzschale. Mist wo war denn das Neuralgel, das ihn hätte auffangen müssen? Er presste den rasierten Schädel gegen das harte Metall. Diese Rettungsbarken waren primitiver, als er geglaubt hatte. Gleich sollte sich die taktische Anzeige einblenden. Er fokussierte seinen Blick auf einen Punkt etwa anderthalb Meter vor sich. Dort führte ein Rohr aus den Eingeweiden des Shuttles mitten durch die Kabine in den Boden. Das Rohr glänzte. Eis hatte sich daran abgesetzt. Es musste Teil des Kühlsystems der Triebwerke sein.

Wo blieb das taktische Display? Er schob seinen Kopf hin und her. Manchmal musste man die optimale Stelle erst finden, an der sein Nav-Implantat sich mit dem Schiff synchronisieren konnte. Allmählich wurde er aber nervös, denn

sie drangen immer tiefer in den Asteroidengürtel um Omikron-6 ein. So ganze ohne Navigation wollte er hier nicht den Weg finden müssen. (S. 7)

Im dreiundzwanzigsten Jahrhundert wurde das Raumschiff Wayfarer ausgesandt, um mit Besatzung und Passagieren einen fernen Planeten zu besiedeln. Doch schon kurz nach dem Start wurde das Ziel geändert, weil man die unglaubliche Entdeckung gemacht hatte, dass die Menschheit nicht auf der Erde entstanden ist, sondern von einem fernen Planeten stammt, der im Omikron-System beheimatet ist.

Die Freude über die Ankunft währt jedoch nur kurz, denn militante Stelen, die den Zielplaneten umkreisen, zerstören die Wayfarer. Zum Glück kann ein großer Teil der Menschen mit Rettungsbarken flüchten. Eine davon haben wir hier im Blick, zusammen mit den Piloten Wolodomar und Janna Henriksen sowie dem Terraformer Gentai Humunpai und der allgegenwärtigen Quantenintelligenz QI.

Man kann jedoch nicht ewig im Raum treiben, sondern muss einen der anderen

Planeten des Sonnensystems für eine Landung aussuchen. Die Wahl ist allerdings endgültig, denn für einen zweiten Versuch reicht der Treibstoff nicht. Doch da gerät ein attraktiver Kleinplanet ins Blickfeld.

„Das ist der Terminator“, erklärte Gentai. Sie sahen den Zwergplaneten also ungefähr von der Seite. Trotzdem war kein Helligkeitsunterschied zu bemerken.

„Bemerkenswert“, sagte Woldomar. „Was verrät uns das über die Beschaffenheit des Körpers?“

„Nun, wegen der hohen Albedo haben wir ja auf eine Oberfläche aus Eis getippt. Damit sich die Temperaturen aber derart ausgleichen, müsste die Wärmeleitfähigkeit etwa fünfundzwanzig mal so hoch wie bei Eis sein.“

„Danke, Gentai. Gute Arbeit! Und woraus müsste der Zwergplanet dann bestehen, wenn Eis nicht in Frage kommt?“

„Es gibt kein natürlich auf der Oberfläche eines Zwergplaneten vorkom-

mendes Material mit solchen Eigenschaften.“

„Aber wir sehen doch, was wir sehen!“ Gentai war offenbar einer dieser Wissenschaftler, die sich alles aus der Nase ziehen ließen.

„Ich fürchte, was wir sehen, ist kein Zwergplanet, sondern ein künstliches Objekt. Seine Oberfläche scheint jedenfalls aus Stahl zu bestehen.“

„Aber müsste es dann nicht viel schwerer sein? Wir kennen doch seinen Orbit und daraus ergibt sich die Masse.“ Bei Orbitalmechanik machte einem Piloten wie Woldomar niemand etwas vor.

„Nicht, wenn er innen zum Teil hohl ist.“

Er betrachtete den Spacer. Die Schlussfolgerung war ungeheuerlich – sie hatten eine Raumstation gefunden. „Eine Station der Ersten Menschheit“, sagte Woldomar.

„Es gibt keinen Beweis, dass sie von der Ersten Menschheit gebaut wurde“, sagte Gentai. „Aber ja, wir haben hier sehr wahrscheinlich eine künstliche Struktur vor uns.“ (S. 14f)

Der vermeintliche Planet entpuppt sich als künstlicher Himmelskörper. Versuche, Kontakt mit ihm aufzunehmen und um Lande-erlaubnis zu bitten, führen zur völligen Vernichtung der Rettungsbarke samt allen Insassen.

Doch andere Barken haben mehr Glück: Sie können dem Untergang entgehen und versuchen, das Rätsel der Ersten Menschen und der tödlichen Stelen zu lösen.

Die Erlösung ist der dritte und letzte Teil der *Origin*-Trilogie, deren Bände von jeweils einem anderen bekannten deutschen Science-Fiction-Autor geschrieben wurden. Die Romane stellen einen faszinierenden Rückgriff auf die klassische, wissenschaftlich-technisch untermauerte Weltraum-Science-Fiction dar, wie man sie heute leider nur noch selten findet.



Karla Weigand
Kommissar Cavalle
und die verschwundenen Kinder

♥ Zwischen den Stühlen ♥

Karla Weigand [geb. Karla Wolff, 1944–]

***Kommissar Lavalle 3: Kommissar Lavalle
und die verschwundenen Kinder.***

***Historischer Roman aus der Zeit der
Französischen Revolution – nach wahren
Fällen***

**p.machinery Zwischen den Stühlen 17
(PB 350 S.€ 22,90)**

Winnert 2025

Genre: Historischer Krimi

Schrieb man seit den politischen Unruhen in Paris rote Zahlen, hatte sich dies nach Philomenas Dienstantritt nun grundlegend geändert; das Kloster „Zur Guten Hirtin“ stand geradezu prächtig da!

Wodurch die Sanierung der reichlich desolaten finanziellen Schieflage so überzeugend gelungen war, darüber wollte die Ehrwürdige Mutter gar nicht allzu genau Bescheid wissen.

Es hatte etwas mit Kindern zu tun – war demnach unter dem schönen christlichen Begriff „gutes Werk“ zu verbuchen – und die Verwalterin der

Ein- und Ausgaben des Klosters genoss das vollste Vertrauen ihrer Äbtissin.

Die war keineswegs naiv und traute ihrer Mitschwester durchaus zu, „krumme Dinger zu drehen“. Aber wenn sie nichts davon wusste, konnte man sie im Fall, dass unappetitliche Details offenkundig würden, keiner Mitschuld verdächtigen. (S. 7f)

Anfang des Jahres 1792 hat sich der Aufruhr in Frankreich etwas beruhigt. Der Nationalkonvent, bestehend aus begüterten Bürgern, hat sich als gesetzgebende Versammlung etabliert, während der Ludwig XVI. in den Tuileries residiert, mit eingeschränkter Bewegungsfreiheit aber allem Komfort, was seinem behäbigen Naturell sehr entgegenkommt.

Auch dem Nonnenkloster „À Bonnes Bergères“ alias „Zu den Guten Hirtinnen“ geht es prächtig, denn Mater Maria Immaculata hat zusammen mit Schwester Philomena und dem von keinerlei Gewissensbissen angekränkeltem Hausmeister ein fabelhaftes Geschäftsmodell entwickelt: Man nimmt armen Familien, die ihre große Kin-

derschar nicht mehr ernähren können, die Jüngsten ab und vermittelt sie an wohlhabende, kinderliebende Bürger weiter, gegen entsprechende Entlohnung natürlich.

Leider wird die Idylle durch den Fund einer Kinderleiche gestört. Das ist ein Fall für Kommissar Armand Lavallo und seinen Mitarbeiter Jacques Fanfan.

Armand Lavallo und Jacques machten es recht kurz in der Salpêtriere, einer früheren Salpêterfabrik und jetzt größtes Krankenhaus der Stadt. Der zuständige Mediziner, der die armselige Kindesleiche untersucht hatte, konnte ihnen leider zur Todesursache nichts mehr Konkretes sagen. Der kleine, extrem magere Körper des Jungen war bereits stark verwest. Immerhin konnte man zumindest vermuten, der Tod wäre durch Unterernährung eingetreten.

„Das einzige Auffallende ist“, meinte der Doktor, „dass der Kleine, den ich, mit aller Vorsicht auf fünf oder sechs Jahre schätze, von Geburt an unter einem verkürzten rechten Bein gelitten hat!“

„Er hat demnach beim Gehen stark gehumpelt“, stellte Lavallo fest. „Das könnte uns dabei helfen, ihn zu identifizieren. Soviel ich weiß, wurde das Kind nicht als vermisst gemeldet!“

Der noch sehr junge Arzt schüttelte angewidert den Kopf. „Unglaublich! Was sind denn das für Eltern?“

„Wahrscheinlich bittere Arme, die froh waren, einen Esser weniger am Tisch zu haben!“, gab ihm Jacques Fanfan trocken zur Antwort. Worauf ihm der Doktor einen empört ungläubigen Blick zuwarf. Er wandte sich an den Kommissar: „Sehen Sie das etwa genauso, Monsieur le Commissaire? Das darf doch wohl nicht wahr sein!“ (S. 14f)

Von der Informantin Mère Brassens erfahren die Polizisten von der Praxis, unerwünschte Kinder im Kloster abzugeben. Als sie dort nachfragen, werden sie allerdings aalglatt abgewimmelt, was natürlich ihren berechtigten Verdacht erweckt, auch wenn sie im Augenblick nichts unternehmen können.

Freilich, Kommissar Lavalle hat noch andere Sorgen. Seine Frau Ginette muss nicht nur die zweijährige Lucielle-Marie aufziehen, sondern ist erneut hochschwanger. Darüberhinaus beginnt es in der Bevölkerung wieder zu gären, denn die exorbitante Teuerung macht vor allem den ärmeren Schichten schwer zu schaffen: Geschäfte werden gestürmt, und der Ruf „À la lanterne!“ wird wieder laut.

Am Abendbrottisch wurde natürlich auch neben Lavalles Fällen die verworrene politische Lage diskutiert. Wie es den Anschein hatte, brachten auch die illustren Mitglieder der „Nationalversammlung“ nichts Rechtes zustande.

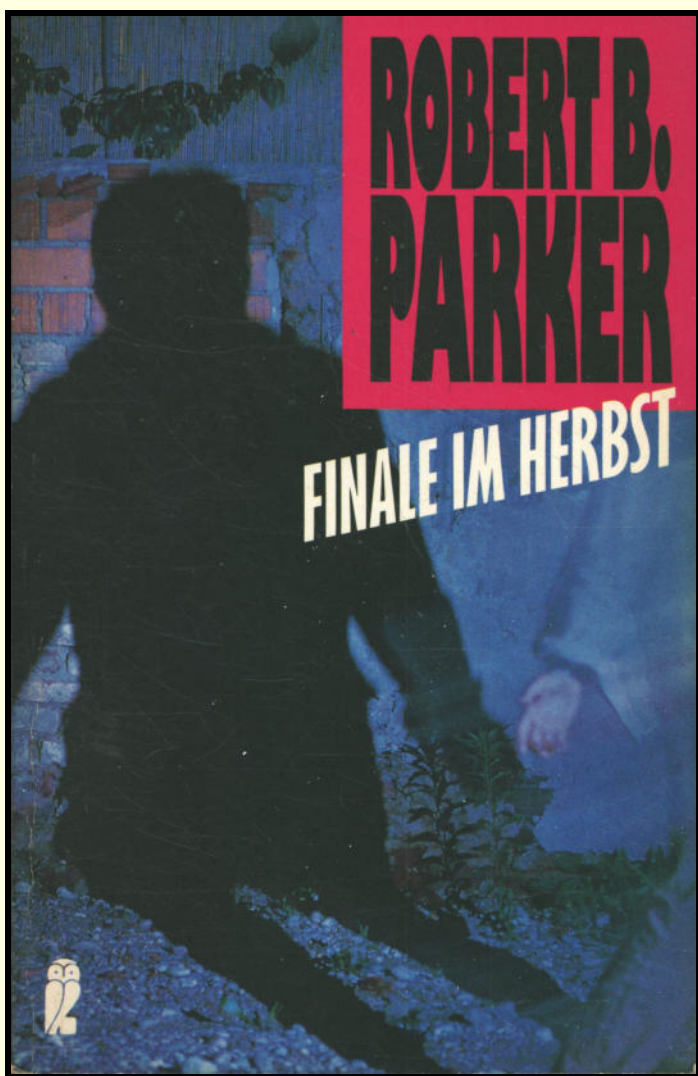
Nachdem die *Menschenrechte*, die für alle gelten sollten, verkündet waren, ein Verwaltungssystem mit *Departements* eingeführt wurde, alle Standesvorrechte (angeblich) beseitigt waren, das Kirchengut vom Staat eingezogen worden war und der Klerus eine Zivilverfassung erhalten hatte, war nichts Wesentliches mehr geschehen. Der Unmut in der Bevölkerung wuchs. (S. 22)

Langsam wird ruchbar, welche große Zahl von Kindern spurlos verschwunden ist. Aber nicht nur das, man findet auch grauenvoll zugerichtete Leichen von Männern, denen man nachsagt, dass sie mit dem weiblichen Geschlecht nicht allzu viel anzufangen wissen. Gibt es hier etwa Individuen, die nicht mehr auf die Tüchtigkeit der Polizei vertrauen, sondern die Bestrafung von Kinderschändern und Kindermördern selbst in die Hand nehmen? Auch hier ist für die Polizei das Weiterkommen mühsam, denn die Angehörigen der Opfer wollen am liebsten den Mantel des Schweigens über ihre Verwandten gebreitet wissen.

Kommissar Lavalle und die verschwundenen Kinder unterhält auf drei Ebenen gleichzeitig: Erstens nimmt der Leser Anteil am persönlichen Schicksal des Kommissars. Zweitens dreht sich die Handlung um eine Reihe dramatischer Kriminalfälle. Und drittens gibt uns der Roman einen Einblick in die politischen und zivilen Geschehnisse des Jahres 1792, die bald in die Herrschaft des Terreurs münden würden, was hoffentlich Stoff für eine weitere Folge in Karla Weigands faszinierender Reihe bilden wird.

Im vorliegenden Roman erlebt man die Umwälzungen, die Nöte der Bevölkerung und die Niedertracht der Tonangebenden so intensiv und hautnah mit, wie es einer Geschichtslektion niemals gelingen würde. Insbesondere nimmt Karla Weigand keinerlei Rücksicht auf heutige Befindlichkeiten, sondern schildert die damaligen Zustände ungeschminkt.

Man lernt unter anderem, dass die damalige Presse sich noch nicht wie die heutige vor allem im Beschönigen und Weglassen übte, sondern ganz unverhohlen die krassesten Lügen verbreitete, wenn sie nur geeignet waren, die Leser aufzurütteln und aufzuhetzen. Durch besondere Infamie taten sich dabei hervor die Revolutionszeitungen *L'Ami du Peuple*, der „Der Volksfreund“ von Jean Paul Marat (geboren 1743, erdolcht 1793), und *Le Père Duchesne*, „Der Vater Duchesne“ von Jacques-René Hébert (geboren 1757, guillotiniert 1794), deren Urheber beide ein wohlverdientes Ende fanden.



*Parker, Robert B.: Finale im Herbst

**Robert B. Parker [Robert Brown Parker,
1932–2010]**

Spenser 7: Finale im Herbst
(*Early Autumn*, 1980)

Ullstein 20 246 (TB 158 S./DM 8,80)

Frankfurt/M, Berlin 1991

**Aus dem Amerikanischen von Malte
Krutzsch**

Genre: Krimi

Schlängeln. Lächeln. Seufzen. „Ja. Ich muß jemand finden, der mir hilft. Werden Sie es sein?“ Sie beugte sich etwas vor. Sie befeuchtete ihre Unterlippe. „Werden Sie mir helfen?“

„Sterne würd' ich pflücken“, sagte ich, „vom blauen Himmelszelt.“

„Verulken Sie mich nicht“, sagte sie. „Ich bin verzweifelt.“

„Weswegen sind Sie verzweifelt?“

„Wegen meines Sohns. Sein Vater hat ihn mitgenommen.“

„Und was soll ich für Sie tun?“

„Ihn zurückholen.“

„Sind Sie geschieden?“

„Ja.“

„Haben Sie das Sorgerecht?“

„Ja, natürlich. Ich bin seine Mutter.“

„Hat sein Vater Anspruch auf Besuche?“

„Schon, aber es handelt sich nicht um Besuch. Er hat Paul weggeholt und will ihn nicht zurückgeben.“

„Und das Gericht?“

„Es gibt eine Vernehmung, und Mel soll vorgeladen werden, aber sie können ihn nicht finden.“

„Ist Mel Ihr Mann?“

„Ja. Ich habe also mit der Polizei gesprochen, und da hieß es, wenn sie ihn finden könnten, würden sie ihm eine Vorladung ins Haus schicken. Aber ich weiß, daß sie nicht nach ihm suchen werden.“

„Wahrscheinlich nicht. Die haben miteinander viel zu tun.“

„Und deshalb möchte ich, daß Sie ihn suchen und mir Paul zurückbringen.“
(S. 7f)

Wiggle. Smile. Sigh. „Yes, I’ve got to find someone to help me. Will it be

you?” She leaned forward slightly. She moistened her lower lip. „Will you help me?”

„I would gather stars,” I said, „out of the blue.”

„Don’t make fun of me,” she said. „I’m desperate.”

„What are you desperate about?”

„My son. His father has taken him.”

„And what would you like me to do?”

„Bring him back.”

„Are you divorced?”

„Yes.”

„Do you have custody?”

„Yes, of course. I’m his mother.”

„Does his father have visitation privileges?”

„Yes, but this isn’t a visit. He’s taken Paul and he won’t bring him back.”

„And the court?”

„There’s a hearing, and Mel’s being subpoenaed but they can’t find him.”

„Is Mel your husband?”

„Yes. So I’ve spoken to the police and they said if they could find him they’d serve him a summons. But you know they aren’t going to look for him.”

„Probably not. They are sometimes busy,” I said.

„And so I want you to find him and bring my Paul back.”

Privatdetektiv Spenser hat einen neuen Auftrag: Patty Giacomini, die von ihrem Mann Melvin geschieden ist, aber immer noch im ständigen Krieg mit ihm lebt, verlangt von Spenser, dass er ihren fünfzehnjährigen Sohn Paul aus den Klauen ihres Ex zurückholt, der ihn entführt haben soll. Spenser merkt schon früh, dass es den Geschiedenen nicht wirklich um den Sohn geht, sondern nur darum, den jeweiligen Ex zu demütigen.

Spenser nimmt den Auftrag an und macht sich, getarnt als Lieferbote, auf zu Elaine Brooks, der jetzigen Flamme Melvins. Er übergibt ihr ein angebliches Geschenk ihres Freundes und vertraut darauf, dass die Ratlose diesen sofort aufsuchen wird, was auch der Fall ist – mit Spenser auf ihren Fersen.

In Melvins Wohnung erkennt Elaine ihren Verfolger sofort wieder.

„Das ist er, Mel“, sagte sie. „Das ist der Bursche, der mir das Päckchen von dir gebracht hat.“

Giacomin trug ein goldenes Ban-Lon-Rollkragenhemd und eine grüne Polyesterhose, die einen grünen Knopfverschluss am Bund und keine Gürtelschlaufen hatte. Am kleinen Finger seiner rechten Hand steckte ein Silberring in der Form einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Am kleinen Finger der linken Hand steckte ein Silberring mit eingefaßtem Amethyst. Das Ban-Lon-Hemd schmeichelte seiner Figur nicht. Er war fett um die Mitte herum. Er sagte: „Ich habe Sie etwas gefragt. Ich möchte eine Antwort, und zwar gleich.“

Ich sagte: „Sie sollten nicht so ein Ban-Lon-Hemd tragen, wenn Sie Leute einschüchtern wollen. Es haut nicht hin. Aber Cary Grant würde in Ban-Lon auch nicht gut aussehen, wissen Sie.“

„Wozu haben Sie ihr das Geschenk gebracht? Wie kommen Sie dazu, in mein Haus einzudringen?“

Ich bemerkte, daß er seinen Bauch etwas eingezogen hatte, aber viel ist bei Bierspeck nicht zu wollen. Ich sagte: „Mein Name ist Spenser. Ich weiß, es klingt abgedroschen, aber ich bin Privatdetektiv. Ihre Frau hat mich beauftragt, ihren Sohn zu suchen.“

„Meine Exfrau“, sagte er. „Hat sie Ihnen schon angeboten, mit Ihnen zu pennen?“

„Nein. Ich war überrascht. Die meisten Frauen zögern da nicht.“ Ich blickte zu Elaine Brooks. „Ob man mir langsam meine Jahre ansieht, was meinen Sie? Ich bin heute schon zweimal abgeblitzt.“ (S. 15)

Giacomin was wearing a gold Ban-Lon turtleneck and green polyester pants with no belt loops and one of those little flaps that buttons across in front instead of a belt. On the little finger of his right hand was a silver ring in the form of a snake biting its tail. On the little finger of his left hand was a silver ring with an amethyst set in it The Ban-Lon shirt was not flattering to his body. He

was fat around the middle. He said, „I asked you a question. I want an answer and I want it now.”

I said, „You shouldn't wear a Ban-Lon shirt like that if you're going to scare people. It's a loser. Cary Grant wouldn't look good in Ban-Lon, you know.”

„What did you bring her a present for? What the hell you doing trying to sneak into my house?”

I noticed he had sucked up his gut a little, but there's not a lot you can do with beer wings. I said, „My name is Spenser. I know it sounds corny, but I'm a private detective. Your wife hired me to find her son.”

„My ex-wife,” he said. „She offered to screw you yet?”

„No. I was surprised. Most women do at once.” I looked at Elaine Brooks. „Am I starting to show my age, you think? I'm zero for two today.”

Spenser verlangt die Herausgabe des Jungen, aber Melvin leugnet dessen Anwesenheit und droht Spenser mit Rauswurf.

„Na schön“, sagte er. „Ich hab’ genug. Entweder Sie gehen jetzt, oder ich schmeiße Sie hochkant raus.“

„Tun Sie das nicht“, sagte ich. „Sie sind nicht mehr in Form. Ich würde Ihnen weh tun.“

Giacomin blickte mich an und sah weg. Ich wußte, er würde es bleiben lassen.

„Zum Teufel auch“, sagte er mit einer kurzen wegwerfenden Handbewegung. „Das ist keine Schlägerei wert. Nehmen Sie ihn mit. Er ist hinten im Flur.“ Giacomin deutete mit dem Kopf. Er sah weder mich noch Elaine Brooks an.

Aber der Junge war nicht hinten im Flur. Er war direkt um die Ecke im Eßzimmer. Jetzt kam er durch den Türbogen in Sicht.

„Hast ja toll um mich gekämpft, Papi“, sagte er.

Es war ein kleiner dünner Junge. Seine Stimme klang weinerlich. Er trug ein kurzärmliges weißes Hemd mit Längsstreifen, das um den Nabel offenstand, kastanienbraune Cordhosen und Top-

Siders, von denen nur noch einer den ledernen Schnürriemen hatte.

Giacomin sagte: „Vergiß nicht, mit wem du sprichst, Kleiner.“

Der Junge grinste ohne Humor. „Ich weiß. Ich weiß schon, mit wem ich spreche, Paps.“

Giacomin wandte sich von ihm ab und schwieg. (S. 17)

„All right,” he said. „I’ve had enough. Either you walk out of here now or I kick your ass out.”

„Don’t do that,” I said. „You’re out of shape. I’ll hurt you.”

Giacomin looked at me and looked away. I knew he wasn’t going to.

„The hell with it,” he said with a small push-away hand gesture. „It’s not worth a fight. Take him. He’s down the hall.” Giacomin gestured with his head. He didn’t look at me or Elaine Brooks.

But the boy wasn’t down the hall. He was right around the corner in the dining room. He stepped into sight around the archway.

„Swell fight you put up for me, Daddy dear” he said.

He was a short thin kid and his voice had a soft whine to it He was wearing a short-sleeved vertically striped dress shirt that gapped open near his navel, and maroon corduroy pants and Top-Siders with the rawhide lacing gone from one.

Giacomin said, „You remember who you’re talking to, kid.”

The kid smiled without humor. „I know” he said. „I know who I’m talking to, Dads.”

Giacomin turned away from him and was silent.

Melvin zieht den Schwanz ein, und der antriebslose und vernachlässigte Paul geht freiwillig mit Spenser mit, weil er offenbar beide Elternteile gleich wenig mag.

Spensers Unterhaltung mit dem fatalistischen Jungen gestaltet sich schwierig.

„Möchtest du lieber adoptiert werden?“

Diesmal zuckte er die Schultern nicht.

„Ein Mündel sein, unter Amtsvormundschaft?“

Nichts.

„Einer Bande von Taschendieben beitreten und in den Slums von London hausen?“

Er sah mich an, als wäre ich verrückt.

„Ausreißen und zum Zirkus gehen? Ein Floß bauen und den Mississippi hinuntertreiben? Als blinder Passagier auf einem Piratenschiff mitfahren?“

„Sie sind nicht sehr komisch“, sagte er.

„Das höre ich von vielen Leuten“, sagte ich. „Bei wem würdest du lieber wohnen, deiner Mutter oder deinem Vater?“

„Was wollen Sie machen, wenn ich's Ihnen nicht sage?“ fragte er.

„Herumfahren und komisch zu dir sein, bis du um Gnade winselst.“

Er sagte nichts. Aber er zuckte auch nicht die Schultern. Und er schaute mich an. Kurz. (S. 19)

„Would you rather be adopted?“
This time he didn't shrug.

„A ward of the state?”

Nothing.

„Join a gang of pickpockets and live in the slums of London?”

He looked at me as if I were crazy.

„Run off and join the circus? Make a raft and float down the Mississippi? Stow away on a pirate ship?”

„You’re not funny,” he said.

„Lot of people tell me that,” I said.
„Who would you rather live with, your mother or your father?”

„What’ll you do if I won’t say?” he said.

„Ride around and be funny at you till you plead for mercy.”

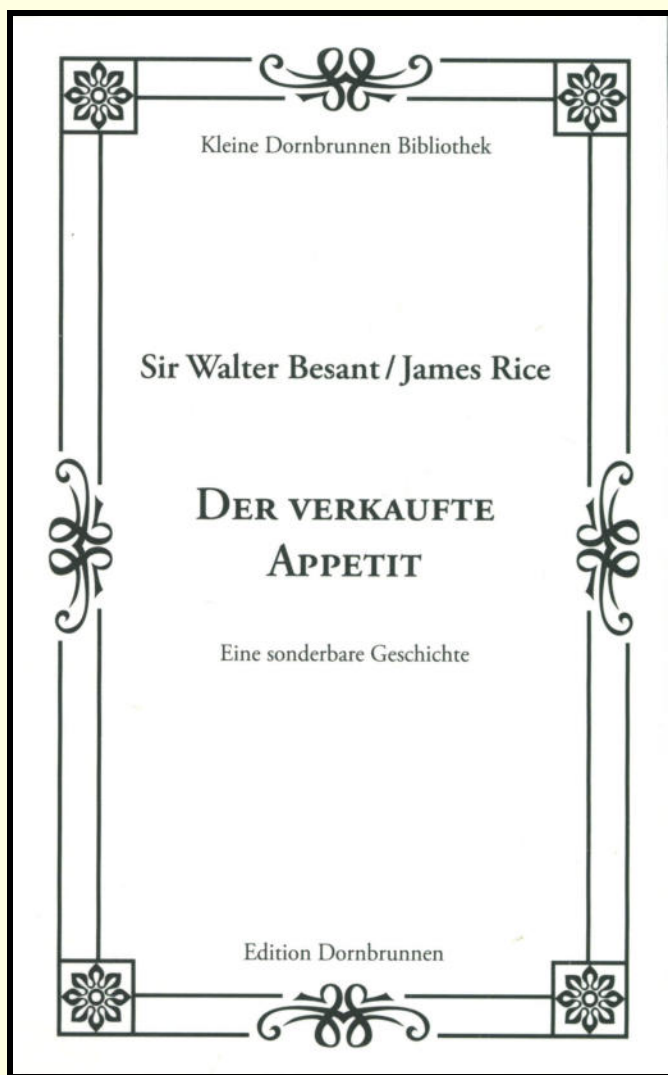
He didn’t say anything. But he didn’t shrug. And he did look at me. Briefly.

Und so bringt Spenser den Jungen zur Mutter und deren geleckten Liebhaber Stephen Court.

Die Sache nimmt allerdings eine dramatische Wendung, als Paul nur knapp der Entführung durch ein Auto entgeht. Und da Patty durchaus glaubhaft berichtet, dass ihr Ex gute Verbindungen zu Gangsterkreisen

hat, lässt Spenser von nun an besondere Vorsicht bei der Betreuung des Jungen walten.

Finale im Herbst zeichnet sich durch einen amüsanten ironischen Stil aus, wobei sich insbesondere Spenser durch schlaue Sprüche hervortut – er ist ein Wisecracker, wie man in Amerika sagt. Zwar hat der Roman einen deutlich zu lange geratenen Mittelteil, der die Handlung kaum voranbringt, aber zum Glück überwiegen seine Vorzüge, so dass man ihn durchaus empfehlen kann.



*Besant, Walter: Verkaufte Appetit

Sir Walter Besant [1836–1901] & James Rice [1843–1882]

Der verkaufte Appetit. Eine sonderbare Geschichte

(The Case of Mr. Lucraft, 1876)

Herausgegeben von Lars Dangel

Aus dem Englischen

Edition Dorfbrunnen (64 S./€ 7,00)

Berlin 2025

Genre: Phantastik

Da lehnte ich nun an dem Pfosten gegenüber dem Eingang des Wirtshauses – gequält von rasendem Hunger – kein Bissen war seit vierundzwanzig Stunden über meine Lippen gekommen – kein Pfennig mehr in meinen Taschen – alles, was ich besaß, bis auf die notdürftige Kleidung, die ich trug, versetzt, verpfändet. (S. 5)

I stood by the post and watched with hungry eyes. From within I heard voices, stifled voices, as those sent up a pipe, calling for roast beef with plenty

of brown, good heavens! plenty of brown; roast mutton, underdone--I loved my mutton underdone; boiled beef with suet-pudding and fat, I always took a great deal of pudding and fat with my boiled beef; roast veal and bacon with stuffing--a dish for the gods; calves' head for two--I could have eaten calves' head for a dozen; with orders pointing to things beyond my hungry imagination--hunger limits the boundaries of fancy--puddings, fish, soup, cheese, and such delicacies. Alas! I wanted the solids. I felt myself growing feebler; I became more and more doubled up; I had thoughts of entering this paradise of the hungry, and, after eating till I could eat no longer, calmly laying down my knife and fork and informing the waiter that I had no money.

Lucas Lucraft ist ein junger Schauspieler, der in London keine Anstellung bekommen konnte und nun auf Betteln und Stehlen angewiesen ist, um nicht zu verhungern. An der Provinzbühne des Direktors Kerrans ging es ihm nicht schlecht, aber da ihm die

Hand von dessen Tochter Julie verweigert wurde, wollte er sein Glück in der großen Stadt versuchen.

Doch da naht sich ihm Rettung in Gestalt eines älteren, begüterten Herrn namens Ebenezer Grumbelow.

Er pflanzte seinen Stock in den Boden, stützte beide Hände auf den goldenen Knopf und sagte, oder grunzte vielmehr in einem Tone, als ob er in seiner Kehle Knochen zersägte, für sich hin:

„Das ist ein Kerl für dich! Er ist hungrig und seufzt. Es gibt nichts Beneidenswerteres als einen Hungrigen, und er wagt über sein Los zu murren. Schämten Sie sich nicht, Sie Undankbarer, dass Sie der Vorsehung ins Angesicht schlagen wollen? Er lebt in einem Lande, wo Lebensmittel in Hülle und Fülle sind. London ist eine riesige Karawane, voll der herrlichsten Speisen und Getränke; man braucht nur Appetit zu haben; und den hat er und jammert!“ (S. 7)

He planted his stick on the ground, supporting both his hands upon the

gold head, and wagged his head again from side to side with a grunting sound in his throat like the sawing of bones.

Grunt! „Here’s a pretty fellow for you!“ Grunt! „Hungry, and he looks miserable.“ Grunt! „Hungry, and he groans.“ Grunt! „Hungry--the most enviable position a man can be in--and he dares to repine at his lot.“ Grunt! „What are the lower classes coming to next, I wonder? Aren’t you ashamed of yourself? Aren’t you a model of everything that is ungrateful and“--grunt!--“and flying in the face of Providence? He lives in a land of victuals. London is a gigantic caravan, full of the most splendid things, the most glorious things to eat and drink; it only wants an appetite; and he’s got that, and he laments!“

Grumbelow ist offenbar aus unerfindlichen Gründen auf der Suche nach einem jungen Mann mit einem unersättlichen Appetit und meint, in Lucraft das geeignete Objekt gefunden zu haben. Lucraft folgt ihm und begegnet in dessen Haus dem grotesken schwarzen Diener mit Namen Boule-de-

neige, was auf Kreolisch soviel wie Brennender Schnee bedeutet.

„Er feiner junger Mann, Massa, er schöner junger Mann; großen Appetit, ich glaube; er lange aushalten, viel länger als andere junge Mann. Gluck! Armer Lump, jener junge Mann; elender Lump; aufbrauchen und gehen zum Teufel in einem Monat. Gluck! Dies junge Mann guter Magen, stark wie Stier. Gluck-gluck! Wie viel Massa denken, er essen heute Abend?“ (S. 10)

„Him berry fine young man, massa: him beautiful young man; got lubly abbatite develoffed, I tink; him last long time, much longer time dan last oder young man. Cluck. Him poor trash, dat young man; dam poor trash; use up and go to debbel in a month. Cluck! Dis young man got lovely stumjack, strong as bull. Cluck--cluck! How much you tink him eat tonight?“

Boule-de-neige serviert Lucraft ein nicht nur erlesenes, sondern auch reichhaltiges

Mahl, das dieser zur Befriedigung Grumbelows vollständig verzehrt, ohne dabei Übersättigung zu verspüren.

Solchermaßen befriedigt, willigt Lucraft darin ein, einen Vertrag zu unterzeichnen, demzufolge er Grumbelow gegen eine regelmäßige Rente seinen Appetit verkauft. Dass Lucraft mit seinem eigenen Blut unterschreiben muss und dass die Signatur des Zeugen Boule-de-neige zu dem Wort „Beelzebub“ zusammenläuft, sollte Lucraft eigentlich zu denken geben, aber die Aussicht auf gutes und regelmäßiges Essen wischt seine Bedenken beiseite.

Doch schon bald zeigen sich die Nachteile des Handels.

Ich war von den Abenteuern des Tages zu ermüdet, um noch weiter nachdenken zu können; so legte ich mich, obgleich es erst neun Uhr war, zu Bett und sank sofort in einen tiefen Schlaf. Nach einer Stunde erwachte ich wieder mit der Empfindung, als ob ich zu viel äße. Durch einen gewissermaßen prophetischen Instinkt erkannte ich sofort, was vorging. Der alte Mann aß sein Abend-

brot und aß mehr als mir gut war. Ich sprang nach Luft keuchend aus dem Bette. Jetzt begann er, wie ich schloss, übermäßig zu trinken. Mein Kopf drehte sich; ich lachte, sang und tanzte im Zimmer umher, bis ich bald nachher mit einem schweren Fall sinnlos auf den Teppich rollte. (S. 27)

I was too tired with the day's adventures to think any more; and, though it was only nine o'clock, I went to bed and fell fast asleep. In an hour I awoke again, with a choking sensation, as if I was eating too much. I knew instantly what was going on, and by a kind of prophetic insight. The old man was taking his supper, and taking more than was good--for me. I sprang from the bed, gasping for breath. Presently, as I gathered, he began to drink too much as well. My brain went round and round. I laughed, sang, and danced; and soon after, with a heavy fall, I rolled senseless on the carpet, and remembered nothing more.

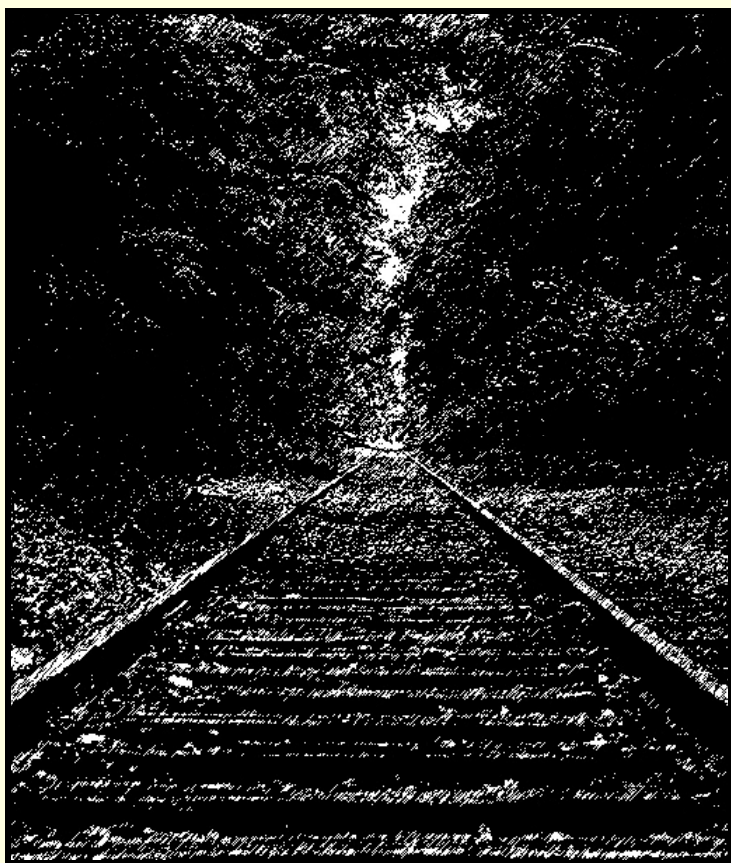
Grumbelow isst und isst in wahren Orgien der Völlerei, und Lucraft muss die Folgen erdulden, ja, schlimmer noch, Grumbelow säuft auch noch wie ein Loch. Lucraft kennt keinen Geschmack mehr, ist ständig überfüttert und nur allzu oft schwer betrunken, obwohl er selbst nichts zu sich genommen hat. Er befürchtet, dass er in Bälde dasselbe Ende werde wie seine Vorgänger, nämlich an Zerrüttung der inneren Organe zu sterben.

Der verkaufte Appetit erschien erstmals 1876 in London, wie das informative Nachwort von Lars Dangel verrät; die deutsche Übersetzung, die auch diesem Buch zugrunde liegt, folgte 1874. Der französische Arzt und Sozialist Paul Lafargue (1842–1911), der Schwiegersohn von Karl Marx, war von der Erzählung so angetan, dass er sie im selben Jahr unter seinem eigenen Namen nochmals veröffentlichte, wobei er als Originaltitel *Un appetit vendu* angab.

Offenbar betrachtete Lafargue die vorliegende phantastische Erzählung als Satire auf die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit: Die ausgebeuteten Werktätigen

müssen nicht nur ihre Arbeitskraft gegen einen Hungerlohn verkaufen, sondern auch noch ihre körperliche Gesundheit. Dass er die Erzählung für sich vereinnahmte, lässt sich sicherlich damit erklären, dass er ohnehin bemüht war, die Eigentumsverhältnisse in Europa umzustürzen.

Wie man auch zu den politischen Implikationen steht, *Der verkaufte Appetit* ist eine auch heute noch amüsante phantastische Erzählung. Die deutsche Version ist allerdings stark gekürzt, und zwar vor allem im Bereich der Vorgeschichte Lucrafts, die nahezu ganz weggefallen ist.



FRÜHZEIT

Erzählung

Michael Wiedorn

Vater, Mutter und ich gingen an einem Sommerabend über ein Bahngleis. Die Bäume prangten mit grünem Laub. Am Bahnübergang warnte uns ein auf ein Blechschild abgebildeter Totenkopf. Das fahle Weiß des Schädels wird vom Schwarz aufgesaugt.

Einige Jahre später standen große Säcke mit Rattengift im Keller des Hauses meiner Mutter. Sie waren mit den Abbildungen von Totenköpfen verziert. Das Gift bestand aus grau-blauen Kügelchen. Probier doch mal davon! Nur ein einziges Kügelchen. Wir hatten im Garten Maulwürfe, die ermordet

werden wollten. Das Zeug roch seltsam. Ich dachte mir, so riecht der Tod. Ein uralter Mann mit giftgrauem Gesicht saß in meiner Kindheit direkt neben mir in der Straßenbahn und roch genauso wie das Rattengift im Keller. Der Totenkopf schützt und warnt uns.

Dieser sommerliche Spaziergang mit den Eltern fand zur Zeit meines Aufenthaltes in einem Kinderheim in Grünwald statt. Dieses Heim war in einer Villa mit weißen Holzrolläden inmitten hoher Bäume untergebracht. Die riesigen Hunde, die ständig hechelnd und bellend durch den Garten rannten, machten mir Höllenangst. Raubtiere, die besser im Raubtierkäfig des Zoos aufgehoben wären. Alle Viecher waren unendliche Meter hoch und hatten stählerne Haken im ständig geiferndem, feuerroten Maul. Sie ernährten sich von unartigen Kindern. Meinen dortigen Aufenthalt beendigte ich mit einem Hungerstreik. Ich verweigerte konsequent jede Nahrungsaufnahme – wurde mir Jahre später erzählt. Ich fühlte mich von meiner Mama verlassen. Ich war noch nicht geeignet die Kälte des leeren Weltalls auszuhalten. Die ant-

wortlose Unendlichkeit in der balkenlosen Luft. Ich schrie und brüllte nur – wurde mir erzählt.

Meine Eltern ließen sich damals gerade scheiden. Ist es für ein Kleinkind heilsam der heulenden Verzweiflung einer verlassenen Mutter ausgeliefert zu sein? Die rasende Mutter packt ihr ewig kreischendes Kleines an den Beinchen und knallt es im blanken Hass mit dem Schädel gegen die harte Mauer.

Wenige Jahre später kam ich in einen katholischen Kindergarten. Quer gegenüber stand die blass gelbe Dorfkirche von Oberföhring. Der Kindergarten war in einem niedrigen, langgestricktes Gebäude untergebracht. Ein hell gestrichener, einstöckiger Altbau. Die Fassade war rosa gestrichen mit weißen Rändern. Der Bau wurde noch im Kaiserreich erbaut und hatte ein steil abfallendes Dach. Der größte Teil des Grundstücks bestand aus einer Wiese. Ein Kastanienbaum mit einer Schaukel. Im Sandkasten hatte ich öfters Sand im Maul. Im Sommer aßen wir im Freien. Sand war auch im Essen und knirschte zwischen meinen Zähnen. Buntes Plastikgeschirr. Rot, blau, grün,

gelb. Ich erinnere mich noch an das Apfelmus. Unser Aller Kindergartenmama war eine kräftige Frau um die Fünfzig in Schwestertracht. Ein grobes, fast männliches Gesicht – eingewickelt und eingebunden in die weiße Haube. Sie sah genauso aus wie meine Klassenlehrerin in der dritten und vierten Klasse der Grundschule. Beide Frauen waren die Selben. Beide Frauen hatten nichts miteinander zu tun. Meine Erinnerungen haben sie zusammengeschnitten. Diese Kindergärtnerin schenkte mir das Foto eines afrikanischen Kindes. Es war ausgemergelt und mit riesigen Augen. Die Schwester machte wohl Propaganda für die katholische Mission. Ein anderes Kind zerriss mir das Bild. Das deutsche Kind riss das afrikanische Kind in Stücke. Die Kampfhunde im Kinderheim zerrissen ein Kind. Herausgerissene, blutende Beine und Arme. Herumlungernde Organe. Irgendwo lagen die Augäpfel. Wo lag der abgetrennte Kopf? Zerstreute Fleischstücke lagen am Ufer des Nils oder des Sambesi. Wahrscheinlich heulte ich. Die Schwester sammelte alle Papierschnipsel auf und klebte sie zu einem ganzen Körper zusammen und übergab ihn

mir mir mit feierlicher Miene. Ich war ihr von ganzem Herzen dankbar und trocknete meine Tränen.

Ich fand keinen Anschluss an meine Alterskollegen. Konnte ich nichts mit anderen Kindern anfangen? Ich war zu schwach und ungeschickt für Kinderspiele. Ich klammerte mich ganz verkrampft an Muttis Schürze. Beim Rennen und beim Ballspiel hatte ich Angst hinzufallen oder umgeschmissen zu werden. Ich fürchtete mich höllisch vor Schmerzen. Mein schwächlicher Kinderkörper bebte und zitterte von der Angst. Man stirbt sehr schnell.

Ich hatte nur zu einem anderen Kind so etwas wie Freundschaft. Er war auch die Kreatur seiner geschiedenen Mutter. Obwohl geschieden, war sie eine glühende Katholikin. Es war vor allem auch die Freundschaft unserer Mütter.

Der Kindergarten lag an einer ruhigen Straße zum Kirchhof. In der Gegend standen viele ehemalige Bauernhöfe. Aber in Oberföhring wurde schon damals kaum Landwirtschaft betrieben. Viele Bauernhöfe wurden in den letzten Jahren abgerissen und von modernen Gebäuden mit Eigen-

tumswohnungen ersetzt. Oberföhring gehört zu München und die Grundstückspreise sind horrend.

Durch ein großes Schmiedeeisentor kam man auf den Friedhof. Alte Gräber. In einer Aufbahrungskapelle mit großem Schaufenster ruhte sich ein grell geschminkter Leichnam unter einem Berg von bunten Blumen von den Anstrengungen des Lebens aus. Zur ewigen Ruhe! Mir gefällt die Vorstellung einer geschminkten Leiche. Hat sie gelächelt oder gar gegrinst? Sie hatte wohl meistens einen ausdruckslosen und gleichgültigen Gesichtsausdruck. Der Turm der Barockkirche war ein normaler oberbayrischer Zwiebelturm. Auf der anderen Seite des Friedhofes fiel ein Abhang mit Laubwäldern zu einem Seitenkanal der Isar herab.

Ich wuchs in einem weinroten Reiheneckhaus in den Isarauen auf. Der Garten umschloss das Haus. Eine gigantische Buche überragte den Garten. Hier gab es sonst nur Sträucher. Birken und ein Magnolienbaum standen auf der vorderen Seite zur Straße hin. Die Straße war eine Sackgasse, in der die Autos nur im Kreis fahren konn-

ten. Ein Rhododendronstrauch stand vor dem Küchenfenster hinter dem Haus – in Richtung Anlagen. Dornige Sträucher mit klitzekleinen, weinroten Blättern grenzten unser Grundstück von der Außenwelt ab. Wir hatten in unserem Garten nie Blumen. Der Rasen war eher gelb und braun. Im Regen traten aus der Erdtiefe Würmer und Schnecken auf. Schnecken mit klebrigem Schleim. Die Maulwürfe erhoben Besitzansprüche auf unseren Grund und Boden. Ich habe noch nie einen solchen Schwarzhaarigen mit seinen scharfen Klauen gesehen. Sie konnten mit ihren Schaufeln hart arbeiten. Ausgezeichnete Erdarbeiter. Architekten und Arbeiter in einer Person. Das Gift in unserem Keller wartete auf sie. Sie leben im Düsternen unter der Erde und untergraben Menschenwerk. Sie sind Eroberer und Feinde der Menschheit. Sie verdienen den Tod.

Jenseits unseres Gartens zur Isar hin lagen in den ersten Jahren Wiesen mit hohen Bäumen. Ihre Wipfel stiegen bis weit in die Wolken hinauf. Wäre ich von den Höhen herabgefallen, wäre ich tief, mehrere Kilometer tief in den Abgrund gefallen. Wäre ich tot gewesen? Wäre meine Leiche in den

Erdtiefen spurlos verschwunden? Im Sommer verdeckte das dichte Laub der Bäume vom Haus aus den freien Blick auf die Isar. Flaum schwebte von den Ästen. Es sah aus, als fiel Schnee. Unser Speicher war übersät von diesem Flaum. Das Gras auf der Wiese wurde nie gemäht und stand kniehoch. Ein Kind konnte sich zwischen den Halmen verirren. Grashüpfer, Schmetterlinge, Schlangen. Eine Fee in Kleinkindergröße hütete dort ihren Säugling in Gestalt einer gesichtslosen Raupe. Roter Mohn und gelber Löwenzahn. Unmittelbar am Fluss stand ein altes, verwahrlostes Fährhaus. Die Fähre war schon lange stillgelegt.

Der Sommernachmittag war stechend heiß gewesen. Am Abend wuchs eine schwarze Mauer aus Wolken. Brandwolken über einer bombardierten Stadt. Die Luft fieberte. Sie knisterte von elektrischer Spannung. Die Natur muss sich in einer Katastrophe entladen. Die Wiese war noch von krankhaft unnatürlichem Licht bestrahlt – fast wie von grellem Flutlicht. Die Bäume am anderen Ufer standen versunken in undurchdringlicher Finsternis. Der Himmel dröhnte. Fast lautlos zischte ein kraft-

voller Blitz tief in die Erde. Ein muskulöser Arm aus elektrischer Energie, der morden will. Kann man noch aufrecht auf dem Erdboden stehen, ohne einen tödlichen Schlag zu erhalten? Ein explosionsartiger Knall zerschmetterte die Stille. Die Luft war so angespannt, dass sie surrte. Grillen zirpten. Feuer schlug aus dem Dachstuhl des Fährhauses. Die Blitze zielten wie mordgeile Kampfhubschrauber auf die dunkel ruhende und sich in Schlamm auflösende Erde. Nachts wütete ein gewaltiges Gewitter mit Orkan. Eine Bombennacht. Der Himmel führte Krieg gegen die Erde. Die Menschen leben auf der Erde und nicht in den Wolken. Meine Mutter erzählte mir, dass unser Dach schwer beschädigt worden sei. Die Regenböen stürzten in das Haus. Das Wasser drang als feindlicher Eindringling ins Haus. Die Wände und Decken sind kein Schutz mehr gegen das bedrohliche Draußen. Von der Decke strömt der Regen in die Zimmer. Das Wasser steigt und steigt. Die Möbel fangen an zu schwimmen. Das Bett, in dem ich zum Schlafen liege, hebt vom Boden ab. Ich kann mich an diese Untergangsnacht erinnern. Der Sturm riss die

Bäume in den Auwiesen um und entwurzelte sie. Die Leichen von Riesen, die eben noch weit in den Himmel gegriffen haben, wurden von der nassen Erde empfangen. Umfungen, eingeschmeichelt, eingewickelt, verschlungen. Moos- und schlammüberwucherte Feen umsorgen klobige, hölzerne Kolosse. Die Liebe. Die Geliebten werden nicht rausgelassen in die weite Welt.

Als Kind hatte ich panische Angst vor Blitz und Donner. Sie zerstören Haus und Hof. Sie verwandeln alles Vertraute und Heimische in ein bedrohlich fremdartiges Chaos. Als Kind verwandelte ich mich dabei in den Herrn Gewitter höchstpersönlich und donnerte mit. Ich wusste nicht, wie ich blitzen soll. In einem meiner Bilderbücher war das Gewitter ein feistes, fahlgelbes Altmännergesicht mit flammend rotem Vollbart am Himmel. Er hielt Zacken und Pfeile in seinen gewaltigen Pranken. Ein allmächtiger Gott des Zornes. Gott. Gott hat die Auwiesen gesäubert. Gottvater zerstört.

Am Morgen danach war die Wiese übersichtlich und lichtüberstrahlt. Die Baumriesen lagen auf dem Boden. Das Fährhaus war nur mehr eine Brandruine, die kurz

danach abgerissen wurde. Wenige Bäume standen noch, aber sie wurzelten nur locker in der Erdmasse und mussten kurz danach gefällt werden. Die Wildnis wurde in eine gesittete Grünanlage mit geschorenem Rasen und asphaltierten Gehwegen umgebaut.

Unser Haus stand weit ab vom tobenden Leben der Großstadt. Unser Heim lag außerhalb der Welt. Nachts hörte man nur das Rauschen der Isar, in der Ferne die Rufe von besoffenen Jugendlichen in der Hirschau. Das Leben klang so fern. Ganz weit entfernt fahren Autos und Mopeds. In der Fremde gab es andere Menschen. Ich lebte alleine mit meiner Mutter. Die Mutter ist kein anderer Mitmensch. Das Kind ist der Mutter kein anderer Mitmensch. Vor der Scheidung lebten außer mir und meiner Mama noch mein Vater und ihre Großmutter mit im Haus. Vor dem Gewitter. Zerstörte das Gewitter unsere Familie? Meine Urgroßmutter verachtete ihren Schwiegerengel als unstandesgemäß. Die Beiden hassten sich. Sie führten miteinander einen hasserfüllten Krieg. Meine Mutter hat mir

davon erzählt. Ich erinnere mich an rein gar nichts.

Das Wichtigste vergesse ich. Wie kann man überhaupt wissen, wer man ist, wenn die ersten Lebensjahre weg sind. Nur Erzählungen und Sagen. Kurz vor ihrem Tode hörte meine demente Urgroßmutter nachts vom Fluss tote Kinder singen. Verkalkt. In den Hirnwindungen verwandelt sich die Hirnmasse in Kalk. Hundertjährige haben im Schädel einen riesigen Klumpen Kalk. Sehr alte Menschen können ihren Kopf nicht mehr aufrecht halten und laufen gesenkten Hauptes durch die Altenheimkorridore.

Meiner Urgroßmutter wurde im Oberförhringer Krankenhaus die Todesspritze gegeben. Meine Mutter hatte jetzt ihre Ruhe. Sie ließ sich in ihren Gram über die zerstörte Ehe und die Verlassenheit im totenstillen Haus versinken.

In der Nähe unseres Hauses war das Stauwehr aus den Zwanziger Jahren quer über die Isar gebaut. Die dicken Mauern waren ocker gestrichen. Grüne, etwas ländlich wirkende Holzläden hingen vor den wenigen Fenstern. Trotz der schlichten

Bauweise sah ich in diesem Gebäude ein Schloss. Von außen gesehen könnte man glauben, dass sich im Inneren ein einziger, großer Saal erstreckt. Ich sah nie Bewohner oder sonstige Leute in diesem Wasserschloss. Ich sah auch nie Arbeiter. Wahrscheinlich erstreckt sich im Inneren auch ein einziger Riesensaal, aber mit surrenden und summenden Apparaturen zur Regelung des Wasserstandes. Das Wehr war umgeben von Turbinen und anderen Metallgestellen in sanftestem Hellgrün. Sanftes Grün soll die Menschen beruhigen und befrieden. Ruhig stellen! Das sanfte Grün ist das Grün sterbenden Grases. Bleibt alle ruhig! Bitte, still bleiben! Manchmal summte es leise. Das Wasser der aufgestauten Isar war von giftigem Fichtengrün und von tödlicher Tiefe. Es sah aus wie eine undurchdringliche Masse, die alles greift und unrettbar in ihre Tiefen saugt, um es nie wieder freizulassen. Wer am Ufer steht, muss höllisch aufpassen, dass er nicht von der Kraft des Wassers eingesaugt wird. Strudel beunruhigen die Oberfläche des Wassers. Meine Mutter warnte mich vor diesen Flussfallen. Gerät man in den Sog, kann ei-

nem niemand mehr helfen. Die Isar zieht mindestens seit der Eiszeit ihre Bahn. Wieviele Tiere? Wieviele Menschen verschlang schon dieses Monster? Gibt es am Grunde der Flüsse große Säle, in denen die Ertrunkenen hausen? Verwirrte Menschen in Badehose oder Bikini, die sich im Laufe der Jahrzehnte an ihr grausames Schicksal gewöhnt haben. Wer wohnt in dem als Stauwehr getarnten Totenschloss? Die Leichen von Selbstmördern aus dem Süden Münchens kamen hier an. Vom Haus aus sah ich einige Male Feuerwehr- und Polizeiautos. Die Wasserleichen sollen grau-blau angelaufen und aufgeschwollen und aufgetrieben sein wie Schwangere. Nein, Schwangere sehen ganz anders aus. Das Fleisch müsste ganz weich sein, so dass sich Organe und Gliedmaße ganz sang- und klanglos vom Körperganzen ablösen. Im Winter bei zugefrorenem Gewässer, habe ich mir immer gedacht, wer mag wohl Alles unter dem dicken Eispanzer schwimmen. Direkt unter der Eisfläche reißt plötzlich ein Gesicht den Mund auf, als würde es lautlose Schreie ausstoßen.

Ein totes Ehepaar, in der Mode von etwa 1840, wartete in einem Loch inmitten einer leicht vergilbten Eisfläche. Das Pärchen im Eisloch war von einem reich verzierten und vergoldetem Holzrahmen umgeben und hing über einer Biedermeierkommode in unserem Wohnzimmer. Der Mann stand aufrecht bis zur Hüfte im Weiß. Die Frau Gemahlin saß bequem in einem rot gepolsterten Sessel. Das Gemälde wirkte unfertig. Sie saßen im Eis fest und sahen in gelassener Haltung einer Ewigkeit in ereignisloser Erstarrung entgegen.

Über dem Esstisch hing ein Stammbaum. Ein großes vergilbtes Papier war in einen neueren Mahagonirahmen eingefasst. Inmitten von nicht ausgemalter, leerer Fläche hing ein kleines Stück Rasen mitten im Vakuum. Der wuchtige Leib eines riesigen, alten Mannes mit Spitzbart, Halskrause, Renaissancekleidung und Schnabelschuhen lag tot auf diesem Rasenstück. Aus seinem Bauch wuchs eine gewaltige Eiche mit Ästen, an denen Blätter mit den Namen und Geburts- und Todesdaten der Ahnen angebracht waren. Zum Gipfel wurden die Blätter immer blasser. Die obersten Blätter aus

dem späten 19. Jahrhundert waren ganz weiß und meistens unbeschrieben. Ich stamme also aus einem ausgestorbenen Geschlecht. Die Fruchtbarkeit ist in unserer Familie versickert. Rechts unten war ein Quadrat in kräftigem Violett. In der Mitte des Quadrats befand sich das Familienwappen, gekrönt mit einem von einem Visier geschlossenen Ritterhelm. Rechts und links vom Wappen hingen nackte Mädchenoberkörper mit entblößten Titten und abgehackten Armen. Diese Körper gingen unterhalb des Nabels in einen Pfeiler über wie bei Galionsfiguren an alten Schiffen. Die jungen Frauen blicken sehr gelassen gerade aus wie Wachsoldaten vor einem Portal.

Unser Heim war angefüllt mit den Portraits der erhabenen Ahnen meiner Mutter. Die Ahnen der Mutter der Mutter der Mutter. Die sehr seltenen Besuche, die wir hatten, schleifte die Herrin des Hauses durch das Haus zu einer Besichtigung. Meine Mama genoss die „Urs-“, vor Großvater und -mutter. Sie hatte dann einen ganz beflissenen Gesichtsausdruck. Das bescheidene Reihenhaus verwandelte sich dann in das Stammschloss eines großen Adelsge-

schlechtes und unsere gutbürgerlichen Vorfahren verwandelten sich in ein edles Herrschergeschlecht. Der Gast mimte dann aufrichtige Bewunderung. Hinter unserem Rücken werden sich unsere vermeintlichen Verehrer zu Tode gelacht haben. Als Kind teilte ich diesen Stolz. Wir träumten dann zusammen von meiner ruhmreichen Zukunft. Ich werde Botschafter sein und meine Gebärerin wird auf mich stolz sein. Generalstaatsanwalt. Chefarzt. Ab der Pubertät schämte ich mich für diese Zurschaustellung unserer recht zweifelhaften Vornehmheit. Sie waren die Vorfahren der Mutter der Mutter meiner Mutter. Ich trug nie den edlen Namen dieser edlen Ahnen. Meine Mutter auch nicht. Wir gehörten garnicht dazu. Meine Mutter war sehr einsam. Zu wem oder was gehörte sie? Zu wem oder was gehörte ich? Sie war so stolz, dass ihr eigener Vater ein Stipendium im Maximilianeum genossen hat. Er schien nie das Bedürfnis gehabt zu haben, seine Tochter kennen zu lernen. Hatte sie ihn jemals gesehen?

Vor dem Sündenfall der Pubertät sah mir meine Mutter öfters verliebt in die Augen

und rief verzückt: „Ich blicke Dir in die Augen und es ist mir, als blickte ich mir selbst in meine eigenen Augen. Du fühlst und denkst wie ich.“ Wir waren am Bauch zusammengewachsen. Der Eine konnte sich nicht ohne den Anderen vorwärts bewegen. Meine Gefühle und Träume entstanden in ihrem Kopf.

Bei einem Ausflug standen wir beide mit einer wildfremden Frau an einem wunderschönen See. Wir drei waren begeistert vom Ausblick. In der Begeisterung sagte ich ganz unbedarft: „Wenn meine Mutter und ich alt sind, bauen wir uns hier ein Haus und ziehen her.“ Der Bräutigam besteigt die Braut und stürzt tief in das Dunkel vor der Geburt. Die fremde Frau blickte uns mit großen Augen an. Den Blick empfand ich als böse. Sie rief nur angewidert: „Oh, Gott!“ und entfernte sich angeekelt. Ich stand wie ein begossener Pudel da und verstand nicht, was jetzt los war.

Ich war ein sehr blasiertes Kind – glaube ich. Kam ich in eine Wohnung, die nicht vom Glanz der Geschichte strahlte, verachtete ich die Bewohner. Meine Mutter verachtete aus vollem Herzen Wohnküchen. In

unserer Küche gab es nie Sitzgelegenheiten. In der Wohnung des Bruders meines nominalen Vaters gab es farbenprächtige Kirchenglasfenster, deren Hintergrund bestrahlt war. Der Onkel war Kunstglaser. Die komfortable, aber bescheiden eingerichtete Erdgeschosswohnung, die selbst an sonnigen Hochsommertagen düster war, bekam durch das glühende Rot und das tiefe Königsblau etwas Feierliches und fast Sakrales. Handwerker empfand meine Mutter als nicht standesgemäß.

Samstags musste ich in die Badewanne und bekam danach die Fuß- und Zehennägel geschnitten. Das Wasser war in meiner Erinnerung immer leicht grünlich und ich blickte auf die blauen Kacheln. Das Blau war von weißen Schlieren durchsetzt. Das Azur des Meeres ist mit weißem Schaum durchsetzt. Ein spitzer Schmerz durchzog mich beim Nägelschneiden. Manchmal floss etwas Blut. Nach dem Bad stieg ich auf einen Badezimmerhocker und die Vorhaut meines Kinderwiwi wurde zurückgezogen und die Eichel wurde ganz vorsichtig gepflegt. Eine hellblaue Plastikdose mit großen Löchern auf dem Deckel. Der männliche

Schwanz ist so verletzlich. Ein kompliziertes Netzwerk von Blutbahnen und Nerven. Die Eichel verwandelt sich schnell in eine große, brüllende Wunde. Richtige Männer brüllen. Ich stand so stundenlang tatenlos auf dem Hocker. Das Messing der Badewannenmontur roch irgendwie bitter. Hatte ich da auf dem Hocker stehend manchmal einen Steifen? Meine Mutter hätte mir eine geschmiert. Über dem Nabel bekam ich ein Pflaster gegen einen möglichen Leistenbruch. Ich war als Kind erschreckend mager. Hatte ich einen Ballonbauch unter der Trichterbrust? Ich konnte ohne Mühe meine Rippen zählen. Im Bad roch es immer leicht nach Chlor. Das Glas des Fensters war nicht wirklich durchsichtig, sondern durch unzählige Glasblasen milchig und ließ von draußen nur das Licht herein. Durch das Glas sah ich nur eine verschwommene Masse Grün statt der Bäume. In der Nacht war die Scheibe erstickend schwarz. Nur das Licht der Straßenlampen auf dem Weg zu den Grünanlagen vor dem Badezimmerfenster glitzerte als verwischte Lichtflecken im Schwarz. Das Haus schien in der Nacht weit weg von der Erde zu lie-

gen. Wäre ich nachts aus dem Haus getreten, wäre ich in die Leere des Weltalls gestürzt. Manchmal war es tödlich still im Haus.

Eines Sonntags, als ich so im Vormittagslicht auf meinem Badezimmerhocker wartete, klingelte das Telefon. Meine Mutter hob ab, sprach etwas, legte auf, kam hoch zu mir und meldete meine Großmutter wäre verstorben. Ich vernahm die Nachricht so ungerührt, als hätte sie mir erzählt, ein Löffel wäre ihr aus der Hand gefallen. Ich liebte meine Großmutter und dachte jetzt, es wäre angemessen, ich müsste Trauer fühlen. Ich fühlte nichts. Der Eisschrank dürfte mehr gefühlt haben. Meine Mutter bezeichnete mich oft als kalte Hundeschнауze.

Gelegentlich besuchte ich mit meiner Mutter die ehemalige Freundin von Onkel Fritz – dem Bruder meiner anderen Großmutter. War sie eine Geliebte dieses Großonkels? Sie war nie verheiratet und lebte von einer klitzekleinen Rente. Sie war inmitten ihrer prachtvollen Barockmöbel richtig arm. Sie verbrachte die langen Tage tatenlos und stilvoll in einer mit prachtvol-

len, riesigen Barockmöbeln vollgestopften, modernen Einzimmerwohnung. Die Möbel waren für weiträumige Schlösser bestimmt. Man fühlte sich wie in einem Nebenzimmer eines großen Prachtschlusses. Nymphenburg, Schönbrunn, Versailles. Ich erinnere mich nur an eine stille, unscheinbare Greisin mit schlohweißem Haar. War sie aus verarmtem Hochadel? Im Kalten Krieg sprach man mit tiefem Bedauern von verarmten Gräfinnen, die heute und hier als Putzen Böden schrappen müssen und die eigentlich für das Leben als vornehme Schlossherrinnen in Sachsen oder Schlesien erzogen worden sind. Die Kommunisten sind böse. Ehemalige, treu ergebene Bedienstete schmuggelten Stück für Stück die Kostbarkeiten aus der finsternen, stalinistischen CSSR. Kann man einen Barocksekretär so einfach in eine Jackentasche stecken? Der ganze Stolz und Lebenssinn der alten Dame lagen in den Antiquitäten und der in ihnen aufgespeicherten, ruhmreichen Vergangenheit. Sie lebte seelisch noch unter den bayrischen Kurfürsten und der Kaiserin Maria-Theresia und wusste nichts von Ludwig Erhard und schon gar nichts von

Walter Ulbricht. Ihre Verwandten und Freunde waren alle schon tot und hausten als Gespenster in ihrem einsamen Kopf. Sie schloss die Wohnungstüre ab. Sie schloss die Proleten der Gegenwart aus ihrem Gesichtsfeld. Abends trank sie mit König Ludwig dem Zweiten ein Gläschen Wein aus dem Supermarkt.

Als Kind war ich gierig nach Schlössern und Burgen. Mich begeisterte das Gold und das geheimnisvolle Funkeln der Edelsteine der Kronen. Vielleicht begegnet uns ein Kaiser mit glänzender Krone und steckt mit seinem glänzenden Ruhm uns in unserer Erbärmlichkeit und Banalität an. Der Kaiser ist ein großer Vater. Kaiser Barbarossa steigt aus dem Kyffhäuser und erleuchtet mich, seinen Sohn. Er erweckt mich zum Leben.

Mir war oft furchtbar fade. Ich kletterte auf den Sesseln im Wohnzimmer auf und ab. Aus Langeweile hätte ich kotzen können. Ich habe den Geruch des Leinenbezuges heute noch in der Nase. Manchmal hatte ich ganz harte Haare im Maul. Es kratzte mich dann im Rachen. Auf dem Stoff wuchsen graue, gewundene Pflanzen und ver-

schwommene, verzauberte Menschenköpfe auf schmutzig weißem Grund. Ich kroch über über die Rauten und Muster des Bucharas. Meine Mutter saß am Esstisch und zog nervös an ihrer Zigarette. Sie wartete auf den Wäschemann, auf den Lebensmittellieferanten oder auf nichts. An einem öden Novembervormittag war der Himmel wie üblich im November grau. Ich hörte von den Isarauen die Motorsägen. Unser Garten und die Isar waren von Nebel verhüllt. Ich war in Japan. Die grauen Farnblätter auf den Sesseln und der Fluss im Nebel mit den kahlen Weiden machten den Augenblick japanisch. Schilf und Farn und ein ruhig hinfließender Fluss in Japan. Bambuswälder an schwarzem, kaltem Wasser. Ich lauschte auf die Motorsägen.

Ich begann im Treppenhaus die Tapete von der Wand zu lösen und nahm die abgelösten Papierstücke in mein Maul, weichte sie mit meiner Spucke auf und spuckte sie aus, aber meistens verschluckte ich sie. Meine Mutter entdeckte den Schaden. Sie entzog mir ihre Liebe, packte mich beim Schlafittchen und sperrte mich viele Stunden in mein Zimmer. Ich tobte die erste

Stunde wie ein Berserker. Ich schrie meine Stimme heiser und gab dann auf und fügte mich in mein Schicksal. Es begann wieder die Langeweile. Lebenslängliche Zuchthausstrafe. Ich wurde öfters in mein Zimmer gesperrt. Jedes Mal, wenn nach einer gefühlten Ewigkeit die Türe wieder aufgesperrt wurde, atmete ich erleichtert auf und die Welt war wieder in Ordnung. Das Geräusch des Schlüssels im Türschloss war ein Geräusch der Erlösung. Ich war so erleichtert, dass in meinem Herzen kein Platz für Zorn oder Rache war. Ich rannte in die Arme meiner Mama und wollte mich ihrer Liebe versichern. Meine Mutter war nicht versöhnt. Ihre Liebe zu mir wäre bis heute grenzenlos gewesen. Voller Opferbereitschaft. Voller Selbstlosigkeit. Das wäre ab heute anders. Natürlich liebt sie mich noch weiter. Sie ist ja schließlich meine Mutter, aber es ist jetzt eine Liebe, die ihre Grenzen kennt. Ein anderes Mal erklärte sie voll Pathos: sie hätte keinen Sohn mehr. Ich müsse in ein Heim. Sie zitterte am ganzen Körper aus Zorn, rieb sich die Hände, als wolle sie ihre Hände im Hass baden. Heime waren für mich Kasernen oder gar Zuchthäuser.

Männerzuchtanstalten. Kinder mit bösen, harten Visagen hinter Eisengittern, die schon längst keine Kinder mehr waren. Diese Raubtiere hätten mich in der Luft zerrissen. Ich war zu weich und schwach. Junge Tiger, deren Sehnen und Muskeln zum Kampf bereit waren. Nichts ist vergänglicher als die Liebe. Eine kurze Zeit war ich benommen von der wieder geschenkten Freiheit, danach suchte ich wieder neue Wege mein Gemüt und meinen Geist zu erregen.

Ich liebäugelte immer wieder damit, mir ein eigenes Haus im Garten zu bauen. Vielleicht auch ein Haus oben im Baum in unserem Garten oder im Geäst einer der zertrümmerten Baumriesen in den Auen. Am liebsten hätte ich ein ganzes Land geschaffen. Ich sammelte Bretter, die ich in einer Ecke des Gartens unterbrachte. Es befriedigte mich alles nicht. Ich hätte vielleicht noch vier Stecken in die Erde stecken können und ein Tuch oder Fell darüber legen können wie einige Eingeborenenstämme. Ich gab das bald auf. Auf unserem Esstisch stand ein Toaster. Er war aus silberfarbenem Messing. Über einer ebenen Grundflä-

che erhob sich wie ein modernes Gebäude das Gehäuse, in dem die Brennstäbe angebracht waren. Nach außen hin war dieses Gehäuse von Messingklappen, die man aufklappte, wenn man die Brote rösten wollte, geschützt. Die rautenförmigen Löcher darin sah ich als Fenster oder als Verzierung in meinem imaginären Gebäude. Wenn die Brennstäbe brannten, spürte man die ganze bedrohliche Kraft des Feuers. Ein brennendes Rot glühte. Die Farbe schimmerte und bewegte sich unmerklich. Ich fürchtete mich vor diesem Apparat. Ich fürchtete mich den Toaster anzustecken. Der weiße Stecker war defekt. Hätte man ihn an einer falschen Stelle angelangt, wäre man von einem tödlichen Elektroschlag tödlich getroffen worden. Der Mensch verwandelt sich schlagartig in ein großes Stück Kohle. Um diesen Apparat herum waren verschiedene, kantige Arzneischachteln aufgereiht. Ich verzauberte sie in eine Häuserzeile. Meine Vorstellungskraft versuchte aus diesen Bausteinen einen Großstadtplatz zu bauen.

Im Kinderzimmer errichtete ich mit meinem Freund aus Legosteinen Neubau-

ten. Reihenhäuser und Mehrfamilienhäuser. Es waren langweilige Häuser. Mit bunten, klobigen Holzklötzen baute ich Tempel- und Schlossruinen. Ich versuchte es zumindest. Ich hatte dann das Zimmer voll mit einem Städtchen, an dessen Ortsrand eine griechisch-römische Tempelruine stand. Ich träumte davon, dass die Siedlung zu einer Kleinstadt mit berühmter Tempelruine anwächst. Die kleine Stadt ist die Hauptstadt eines Zwergstaates wie Liechtenstein. Ich komme nicht raus auf die Welt, also muss ich mir eine eigene Welt gründen. Diese Vorstellung brachte mich in einen ganz euphorischen Zustand. Eine von mir geschaffene Großstadtlandschaft wurde mir gegenwärtig. Sie war kein blasser Tagtraum, sondern wirklichste Wirklichkeit. Eine unbändige Freude wogte als azurblaue Woge durch meine Körperzellen. Es waren nur kurze, leuchtende Augenblicke, die ich auszudehnen versuchte. Ich schwang die Arme. Ich schwang die Arme. Dahinter steckte die blanke Angst. Nichts wie raus aus dem Drecksloch unter mir. Es schlingt mich und stinkt unter mir. Die schwingenden Arme waren Abstoßbewegungen. Niemand hasst

so fanatisch wie jemand, der sich von etwas Verschlingendem abstoßen muss. Wen der Strudel einfängt, ist für immer verloren und muss tief hinab in die schwarze Leere. Märchen, in denen Menschen in Tiere oder gar in Gegenstände verwandelt wurden, erschreckten mich. Sie verloren die Welt!

Die Unruhe des Städtegründens raubte mir nachts den Schlaf. Mein Zimmerchen war schon für die kümmerliche Lego- und Bauklotzsiedlung zu klein. Das vergitterte Fenster ging auf die Flussanlagen. Meine Mama hatte Angst, ich klettere auf das Fensterbrett und stürze herab auf die harte Erde.

Ein Vogel erhebt sich vom Fensterbrett in die Lüfte.

Ein Gegenstand aus einer weit entfernten Epoche brachte mich in einen unmittelbaren, körperlichen Kontakt mit einer anderen, fremden Epoche. Ein Fetisch. Ich fühlte das dringende Bedürfnis ihn zu berühren. Ein weltberühmtes Ding, von dem ich schon oft Abbildungen gesehen habe, brachte mir die Kraft des Ruhmes in mein jämmerliches Leben. Ein Maler, war jemand, der fähig war, der Wirklichkeit neue,

reale, lebendige Räume anzufügen. Ein gemaltes Lebewesen ist ein neu in die Welt getretenes Lebewesen. Eine gemalte Stadt wartet nur darauf, dass ich in sie einziehe und sie als Wirklichkeit zu leben anfängt. Die Kraft, die Welt zu erschaffen, schien mir großartig und unerreichbar. Ein Gemälde war für mich ein Kraftbehälter. Ein Bild konnte die Welt nur vergrößern, wenn die Gestalten darauf so deutlich und erkennbar waren, wie in der Wirklichkeit.

Unser Esstisch im Wohnzimmer war der Mittelpunkt unseres Alltags. Hier wurde gegessen, hier wurden die seltenen Gäste empfangen, hier machte ich meine Schulaufgaben. Ein runder Biedermeiertisch. Drei dazu gehörende Biedermeierstühle umrundeten ihn. Der Vierte stand einsam in irgendeiner Ecke. Auf dem Fensterbrett brüllte das Radio den ganzen Tag über Werbung und Schlager.“ Der Eimer hat ein Loch, Karl-Otto. Ein Loch hat der Eimer.“ „Gehn´se mit mit dem Wirtschaftswunder! Gehn´se mit!“ Hauptsache die Reise geht nicht nach innen! Sie brüllte mit dem Radio um die Wette die Leere zu überdröhnen. Meine Mutter führte keine Selbstgespräche. Sie

hatte mich als Ansprechpuppe. Was sagte sie? Ein Tag war wie der Andere. Sprache empfand ich als leeres Rauschen. Ich beherrschte die Kunst des Nichtzuhörens. Der Sprechende muss die Einbildung der Resonanz haben, trotzdem kann ich ungestört vor mich hin träumen. Immer wieder „Mh“ brummen und gelegentlich zustimmend mit dem Kopf nicken. Sie erzählte immer wieder die selben Anekdoten aus ihrer Jugend, über das liebe Geld und daß es immer fehlt. Über Anschaffungen, die anstehen und die uns weiter in die Armut treiben werden. „Morgen müssen wir für dich eine Hose kaufen. Sie muss passen und sie darf nicht zu teuer sein.“ Die Hosenabteilung bei Karstadt. Hosenweite, Hosenlänge. Über den Luxus, den sie sich leisten könnte, wenn sie sich nicht einen so teuren Sohn leisten würde. Die kostbarsten Brillanten, Reisen nach Hongkong und LA, das Spielkasino von Monte Carlo. Über ihre Leiden und Mühen, die der Besitz eines Mietshauses mit sich bringt. Ich empfang nur die Reden und verstehe auch heute noch nicht das Pingpongspiel eines erwachsenen Gespräches. Die Klagen, das ich immer so stumm

bin, daß ich nie heiter bin. Sie schnitt bei ihren Monologen Grimassen, rieb sich immer wieder die Hände oder sog mit angestregter Miene an ihrer Zigarette. Was musste sie abwaschen? Empfund sie an sich Dreck kleben? Trotz ihres ruhigen Lebensstiles brannte in ihr eine sie quälende Unruhe. Ein Hamster tritt den ganzen Tag geschäftig das Tretrad und erschöpft für nichts seine ganze Lebenskraft. Wir waren am Abend erschöpft vom Nichtstun. Meine Ohren dröhnten von der geschwätzigen Stummheit. Man vergisst einzuschlafen. Man vergisst zu sterben. Man steht im Lärm. Die Kondensmilch und die Butter auf dem Esstisch sind längst ranzig. Das Zimmer ist verstaubt. Der schöne Garten ist von Brennnesseln und Dornen überwuchert. Wir beide haben einfach vergessen zu leben. Wir atmen nicht mehr und unsere Adern sind ausgetrocknet. Die riesige, bedenklich nah an die Erde aufgeschwollene Sonne glüht sengend heiß. Das Radio brüllt:“ Gehn ´se mit, mit dem Wirtschaftswunder! Gehn ´se mit, mit der Konjunktur!“ Ein furchtbarer Schlag zertrümmert urplötzlich meinen Schädel. Eine Stahlrute.

Ich sitze blutüberströmt am Tisch und höre nichts mehr. Woher kommt das viele Blut? Draußen strömt starker Regen und Blumen fangen zu blühen an. Das satte Grün des Rasens. Es ist Krieg!

Mich zog es immer wieder ins Bett. Ich war selten krank. Ich wusste nie so recht, wie ich auf Stühlen oder Sesseln meine Gliedmaßen installieren und sortieren sollte. So ein Körper ist etwas kompliziertes. Mein Körper war so sperrig und tollpatschig wie meine Ausdrucksweise. Meine Glieder wollten sich nicht bewegen, sondern ruhen. Meine Bewegungen waren von einem Netz umfangen. Meine gedämpfte Motorik hielten viele Leute für eine Neigung zum Geistigen. Man hielt mich für einen „geistigen Menschen“. Man hätte von mir als Kind sagen können:“ er hat bereits der Welt entsagt, er wird geistig, ist ganz wunschlos, unreinlich und schweigsam.“ Hochwürden im Kinderkörper. Die größte Gefahr für vereinsamte Frauen ist die Pubertät der Kinder. Das Wachstum des fremden Körpers. Die Pubertät macht aus zarten Kindern verbrecherisch Fremde. Werde ich als Erwachsener gelähmt sein und den Rest

des Lebens völlig tatenlos die Schatten und die Sonnenstrahlen von meinem Bett aus beobachten? Sie sagte, sie hätte noch nie einen Menschen gesehen, der gleichzeitig so verträumt und so gefühlskalt sei wie ich.

Ich fürchtete mich vor Tieren. Auch Hunde und Katzen. Sie sind unberechenbar und noch schwerer einschätzbar als Menschen.

Ich hatte eine Tierzeitschrift abonniert. Die Hefte waren schon vergilbt und mit altmodischen Schwarz-Weiß-Fotographien. Die Heftchen empfand ich als düster. Zebraherden zogen über farblose Savannen und Wolfsrudel durch sonnenlose Steppen in den Weiten des Ostens. Versteinerte Insekten aus den Schachtelhalmwäldern der Urzeit. Alle Träume und Wahnvorstellungen der Menschheit sickern nachts aus den unterirdischen Kohlenwäldern. An Herbstabenden blätterte ich in meinem Zimmer in diesen Magazinen. Die Rolläden waren zugezogen. Draußen tobte der Sturm. Vielleicht fiel schon der erste Schnee. Unser Haus lag nicht mehr im modernen München, sondern in einer menschenleeren Steppe in der Eiszeit. Die Eiszeit wird wie-

derkehren. Die finstere Wildnis wird unser Heim aufbrechen und eindringen. Vor dem Haus zogen Rudel von wiederauferstandenen Mammuts und Säbelzähntigern.

Ich wachte im Dunkeln auf. Es war so pechrabenschwarz, dass ich absolut nichts sah. Ich fühlte mich in einem fremden, unendlich großem, schwarzem Saal liegen. Ein fremder und feindlicher Ort. Während ich geschlafen habe, muss etwas Schlimmes geschehen sein. Meine nervösen Finger suchten den Lichtschalter und fanden ihn nicht.

Wenn ich in der Morgendämmerung aufwachte und schon ganz schwaches Licht durch die Ritzen der Rollläden sickerten, sah ich formlose, fremde Tiere im Zimmer. Sie hielten still und beobachteten mich. Meine Augen gewöhnten sich an die Dämmerung und ich erkannte erleichtert, aber auch etwas enttäuscht, dass es nur olle Kleiderhaufen waren. Ich versuchte, sie wieder in Tiere zurückzuverwandeln.

Die Mutter Andreas' – meines Freundes trug eine Brille mit richtigen Panzergläsern und tiefschwarze Kräuselhaare wie eine Schwarzafrikanerin. Der Vergleich mit einer

Schwarzen hätte sie tief gekränkt. Sie war Pfälzerin. Sie war als junges Mädchen in einer Klosterschule in der Schweiz und ist 1939 bei Kriegsausbruch heim ins Reich gekehrt. Als Jugendliche sah sie schon wie eine keusche Dienerin der Kirche aus. Ihre Weiblichkeit ruhte unter dem Schutz der Katholischen Kirche. Junge BDM-Frauen standen unter dem Schutz ihrer strammen Uniform. Katholische Schwestern stehen unter dem Schutz ihres keuschen Ordenskleides. Ein Klassenfoto zeigt sie in einer Gruppe von klobigen Landmädchen in Dirndl. Anständige, saubere Mädels. Haushaltsschülerinnen – beobachtet von Nonnen in weißem Habit. Die harmlose Heiterkeit der jungen Frauen wurde von der strengen Härte der Kirche beschützt. Unter den rot-blonden, deutschen Schülerinnen sticht das filzhaarige, dunkle Mädchen heraus.

Ihr Haus war ein modernisierter Altbau. Eine Doppelhaushälfte. Weißgestrichen und gesichtslos mit karger Steinfläche zwischen Grundstückseingang und Haustüre. Die nüchterne Hässlichkeit des Wirtschaftswunders. Dort wohnte sie mit Sohn und

Tochter. Gelegentlich sah ich ihren Ehegatten – einem Opernsänger. Für zwei erhabene Dinge lebte der ganze Haushalt: der Heiligen Römisch-katholischen Kirche und der klassischen Musik. Wann immer ich dort war, zwitscherte und zirpte im ausgebauten Dachgeschoss die Andreas' große Schwester irgendwelche Opern- und Operettenmelodien. Das Haus war überfüllt mit tonnenschweren Gründerzeitmöbeln. Die Zimmer waren verfinstert von den Monstermöbeln. Es roch immer süßlich und klebrig. Der Geruch kam wohl vom traurigen und seltsam lautlosen Foxel. Ein völlig vergreistes und krankes Tier. Hier wohnte noch die völlig verblödete Großmutter, die bleich durch das Haus spukte und wirres Zeug brabbelte. Eines Tages schlug sie den Blumen im Vorgarten die Blüten ab. Wohl eine Massenhinrichtung. Ihre Tochter stürzte entsetzt aus dem Haus und führte die widerspenstige, alte Dame zurück ins Haus. Im Wohnzimmer hing eine Reproduktion der „Toteninsel“ von Arnold Böcklin. Der weiß verhüllte Totenführer auf dem Boot war ein geiler, mahnender Finger, dessen weiße Farbe mich anekelte wie ein

fließender Samenerguss. Die düstere Bewölkung des Himmels brütete Unwetter aus. Das Schwarz der Fensterhöhlen zog mich in eine nie endende Verlassenheit ein.

Wenn ich meinen Freund traf, waren unsere Mütter immer dabei. Empfund ich echte Freundschaft für ihn? Fühlte er sich mir nahe? Ich hatte in den letzten Jahrzehnten nie das geringste Bedürfnis ihn zu besuchen? Wir wohnten halt beide nahe beieinander – sonst nichts. Andere Kinder fanden uns langweilig, brav und gut dressiert.

Einmal spielten wir „Ehepaar“ bei mir zu Hause. Ich schloss die Zimmertüre ab, machte das Licht aus, zog mich aus und legte mich ins Bett. Andreas stand irgendwie angezogen im Zimmer herum. Plötzlich rüttelte jemand zornig an der Türe. Ich weiß nicht mehr, ob ich mir Zeit nahm mich anzuziehen oder ob ich splitternackt die Türe öffnete. Unsere beiden Mütter standen ratlos und empört vor der Türe. Die Mutter meines Freundes hatte vor Ekel und Hass Schaum vor dem Maul. Ihre Basedowaugen schienen aus den Höhlen zu springen. Sie packte ihr unschuldiges Kind

und rannte nach Hause. Ich verstand gar nichts. Was habe ich veranstaltet? Ich wollte nur spielen. Meine Erziehungsberechtigte hasste mich. Sie verachtete mich. Etwas war zwischen uns zerbrochen. Ich habe etwas Grauenhaftes vollbracht. Mich unterschied moralisch nichts von einem Mörder.

Wir Vier machten im Sommer einen Ausflug zu den Schlössern König Ludwigs des Zweiten. Nach der Besichtigung kam das Gespräch auf Richard Wagner. Meine Mutter hasste Richard Wagner. Sie konnte sowieso nichts mit Hochkultur anfangen. Sie war eiserne Realistin. Fakten. Fakten. Fakten. Wo liegt der konkrete Nutzen? Vielleicht fühlte sie schmerzlich, dass sie in den Augen der Anderen sich schnell als primitiv und einfach entlarvt. Mein Freund und seine Mama waren glühende Bewunderer von Wagner. Meine Mutter steigerte sich in ihren Hass auf den Komponisten. Er wäre doch ein warmer Bruder und der Strichjunge des Königs gewesen. Unsere Gesprächspartner zogen aus Höflichkeit keine Miene und waren nur baff. War dieser Amoklauf nur eine Art epileptischer Anfall, den man besser höflich übergeht. Die meiste Zeit

hielt sich meine Mutter bedeckt, tauchte in ihre Trägheit ab und hielt ihre Schnauze. „Jedem Tierchen, sein Pläsierchen“ – war ihre Lieblingsphrase. „Leben und leben lassen!“. Aber gelegentlich platzte ihre Lethargie wie ein hässlicher Pickel auf und ihr Hass und ihre Verbitterung überzog die Menschheit wie giftiger Eiter. Ihr ganzer Leib zuckte in Hassgewittern. Sie spreizte ihre Finger und fuchtelte wütend mit ihren Händen. Aus Erregung schloss sie ihre Augen und zog Fratzen. Ihr zierlicher Körper zeigte plötzlich erstaunlich viel Energie. Hass entzündet die Lebenskraft. Hass ist ein Rausch und man kann ihn genießen. Um uns entstand ein Menschaufbruch. Die Leute blieben stehen und glotzten ganz erstaunt an. Sie waren ganz erschlagen von dem erhabenen Anblick des heiligen Zornes dieser Erinnye. Schwarze Wolken zogen am Himmel auf. Die ganze Szenerie wurde von einem kräftigen Blitz erhellt, dann krachte der Donner und der Regen stürzte in dicken Fladen auf uns alle. Unser Publikum stürzte davon und die Furie war schlagartig mucksmäuschenstill und pudelnass. Sie sah ganz erschrocken aus. Wir eilten schleu-

nigst ins nächste Café und erholten uns bei Kaffee und Kuchen.

In der Schule lehrte man uns etwas über eine Missionsstation in Neuguinea. Einen ganzen Nachmittag suchte ich mit meinem Freund verzweifelt auf dem Globus Neuguinea in Afrika. Guinea, Portugiesisch-Guinea, Äquatorialguinea. Mit Erstaunen entdeckten wir dieses Land weit weg von Afrika. Auf alten Fotos hatten wir schwarze Menschen mit Kraushaar vor Pfahlbauten gesehen und gedacht, das ist Afrika, wie man es sich vorstellt.

Die andere Hälfte des Doppelhauses meines Freundes war verwahrlost. Der rosa Verputz ist in den vielen Jahren verblasst und bröckelte ab. Das Haus wurde von einer weißhaarigen Greisin mit ihrem Sohn bewohnt. Er hätte auch ihr Enkel sein können. Der Junge war dicklich und trug eine Nickelbrille. Ihm fehlte jeder Reiz der Jugend. Er vollbrachte seinen Wehrdienst. Als wir zu Besuch waren, lag sein Stahlhelm herum. Ich spielte mit ihm setzte ihn mir auf meinen viel zu kleinen Schädel. Die glatte Härte des Stahles. Die stählerne Här-

te eines Männerschädels. Wie hart wird meine eigene Eichel?

Mein Busenfreund war der Liebling aller alten Weiber der Nachbarschaft. Er interessierte sich nicht für junge Mädchen, spielte aber den kompetenten Handwerker bei den alten Damen. Er gab sich besonders rustikal-urwüchsig. In der Pubertät fing er an Bayrisch zu sprechen, obwohl er pfälzischer Herkunft war. Bei ihm zuhause sprachen sie astreines Hochdeutsch. Er war immer Klassenbester. Die große Freude seiner Frau Mama. Bei ihr hatte ich viele Jahre Klavierunterricht. Ich hatte nicht die geringste Begabung und nicht das geringste Interesse. Warum versuchte ich trotzdem Klavier zu spielen? Wollte ich mit ihnen mithalten? Ich verstehe mich nicht. Wollte ich ihre Achtung? Ich las ein musikwissenschaftliches Buch. Die Kurzbiographien von großen klassischen Komponisten. Robert Schumann, Johann Sebastian Bach, Ludwig van Beethoven. Ich erinnere mich heute noch an den rosa-weißen Umschlag.

Seine Mutter hielt mir zornentbrannt eine flammende Strafpredigt über mein Schulversagen. Ein tätlicher Angriff auf

meine Mutter. Da ich mich tatsächlich und aufrichtig für Geschichte interessierte und meine erboste Gegnerin die Ernsthaftigkeit meines Interesses bezweifelte, wurde ich über einige geschichtliche Daten ausgefragt und ich versagte krachend. Mein Geschichtsinteresse war eher verträumt, vielleicht eher poetisch. Ich sehnte mich nach Meer- und Wandersagen. Mich zogen Burgen in finsternen Wäldern an, ich träumte von Metropolen an Nil und Euphrat mit wuchtigen Steintempeln und tierköpfigen Götterstatuen in flirrender Hitze. Eines Tages bricht ein Nomadenvolk weit weg in den kalten Steppen Asiens auf und zieht nach Europa und die großen Städte des Westens gehen in fürchterlichen Feuerstürmen unter. Mir war es fürchterlich fade. Ich war ein ganz in sich eingesperrtes Kind. Menschen mit eingemauerter Lebendigkeit neigen zu Rachephantasien. Schreibe ich die Kindheitserinnerungen eines späteren Amokläufers nieder? Meine strenge Frau Richterin hätte meinen Geschichtsenthusiasmus ernst genommen, wenn ich zu jedem Geschichtsereignis die ganz präzisen Daten heruntergerasselt hätte, wenn man

schon den künftigen Herrn Professor in mir hätte erkennen können. Besonders übel nahm sie mir, dass ich während der Krankheit meiner Gebärerin allzu gut geschlafen haben soll. Ich habe eine eiskalte Hundeschнауze. Wäre mir ihr Tod Wurst gewesen? Ich hätte wohl vollständig den Boden unter den Füßen verloren. Damals habe ich nicht die Voraussetzungen für eine eigene Existenz gehabt. Sie wäre die große Sehnsucht meines Lebens gewesen. Hätte ich ihren Tod als große Befreiung erlebt? Ich hatte niemanden, dem ich mich hätte anschließen können und wäre wohl in ein riesiges Loch gestürzt. Als ich bei meinem Freund und seiner Mutter wohnte, hatte ich die „Gesammelten Erzählungen“ von Edgar Allan Poe dabei. Beide waren entsetzt, wie jemand in meinem zarten Alter schon solche Schundliteratur lesen konnte. Das Buch wurde natürlich beschlagnahmt.

Als Kind lernte ich das Gebet „Ich bin klein, mein Herz ist rein.“ Wenn ich etwas verbochen habe -es werden wohl kleine Schummeleien gewesen sein – fühlte ich mich vom himmlischen Phantom überwacht. Es soll gnadenlos Alles auf Erden

seit der Erschaffung des Kosmos gleichzeitig beobachten. Dieser Koloss ist mit Milliarden und nochmals Milliarden Augen bedeckt. Hoffentlich glotzt er nicht allzu intensiv auf mich. Unbefugt Leute anstarren ist unhöflich. Ich bin klein und bleibe klein, und werde immer behütet und wie ein Embryo behütet werden müssen.

Meine Grundschule – die Gebeleschule – war ein graues, klobiges Gebäude aus Kaisers´ Zeiten. Die ersten Jahre wurde ich von meiner Mutter hingbracht. Ich erinnere mich besonders an das erste Rechenbuch. Ich weiß nicht mehr, was in diesem Buch so lecker aussah. Die Häuser, die Bäume, die Eisenbahn sahen wie aus Schokolade gegossen aus, dass ich am liebsten hineingebissen hätte. Meine Mitschüler verachteten mich. Stank ich? Die lieben Kinder riefen: „Rotdorn, Weißdorn, Stinkdorn!“ Ich stand einer Mauer der Feindlichkeit gegenüber. Der Klassenstärkste schlug mich und griff mich an. Ich wehrte mich nicht. Ich konnte mit Kindern nichts anfangen. Welche Bewegungen muss man beim Zuschlagen vollführen? Anfangs zog ich den Gegner an den Haaren oder ich

meinte zuzuschlagen, indem ich hilflos mit meinen Händchen meinen Feind anpatschte. Alle lachten mich aus. Jungs ziehen nicht an den Haaren. Das machen nur Mädchen. Ich ballte meine Hände nicht zu Fäusten. Meine Lehrerin forderte mich regelrecht auf, mich endlich zu wehren. Eines Tages eskalierte der Konflikt. Ich lag mit blutender Nase auf einer Steinbank neben der Turnhalle. Die unschuldigen Engelchen standen ganz erschrocken und neugierig um mich herum. Stirbt jetzt der Feigling? Meine Mutter wollte mich wie jeden Mittag abholen und erschien. Sie sah mich. Sie sagte nichts und fragte nicht einmal, wer mich so zugerichtet hat. Vielleicht verachtete sie mich ebenfalls für meine Schwäche. Vielleicht war es ihr Wurst und sie hatte keine Lust auf Auseinandersetzungen. Sie war selbst feig. Sie hasste ihr ganzes Leben lang jeden Konflikt. Seit diesem Vorfall sitzt meine Nase etwas schief in der Fresse und hat einen kleinen Knick am Nasenbein. Diese Nase und Narben, die ich viel später von ausgedrückten Pickeln bekommen habe, geben meinem Gesicht etwas Rohes. Den Turnunterricht mied ich so gut es ging. Ich

beherrschte die Kunst des nach hinten Drängelns beim Anstehen für das Reck. Ich hatte entsetzliche Angst zu fallen. Mein Körper schien aus Glas zu sein. Mein nackter Körper offenbarte meine erbärmliche Schwäche. Selbst im Hochsommer vermied ich es, meine Jacke auszuziehen. Ich bewegte mich in meinem Körper wie in einem unbequemen, stinkenden, mir fremden Mantel aus Schleim und Gammelfleisch. Ich hätte ihn am liebsten ausgezogen und auf der Straße liegen lassen. Meine Bewegungen waren unsicher und tapsig.

Ein Mitschüler machte mit sieben immer wieder in die Hose. Mitten im Klassenzimmer tröpfelte es gelblich von seinem Stuhl. Man sah der Lehrerin an, dass sie versuchte ihren Ekel zu verbergen. Sie war ratlos. Sie wollte diesen ekelerregenden Stuhl nicht einmal anblicken. Aber irgendjemand musste jetzt gleich dieses Möbelstück säubern. Sie hätte den Jungen dazu verdammen können, den Dreck selbst wegzumachen. Aber das hätte den Verursacher noch mehr gedemütigt. Man hört leises, gehemmtes Kichern. Die Kinder hätten laut gelacht, aber sie wussten, dass sie das nicht

durften. Das Gesicht des Jungen war ratlos und starr. Seine Existenz reduzierte sich jetzt zu dieser ekligen Pisspfütze. Er entblößte sich in seiner ganzen Erbärmlichkeit. Er hatte rote Haare und Sommersprossen und war immer sehr ruhig. Vielleicht machte ihn die Scham so ruhig. Ich besuchte ihn einmal in seiner Wohnung in einem teuren Altbau nahe des Kufsteiner Platzes. Er wohnte bei Mutter und Großmutter.

In der Klasse saß noch eine kleine hässliche Gräfin mit prallen Backen und schon ausgeprägten Körperrundungen. Ihre Haut war rötlich und die blonden Haare fast gelb. Sie war eine chronische Lügnerin. Man erwischte sie immer wieder. Was widerte mich mehr an, dass sie ständig log oder dass sie so dämlich war, sich andauernd ertappen zu lassen? Meine Mutter erzog mich zur absoluten Ehrlichkeit. Sie konnte keine Winkelzüge und Zweideutigkeiten von mir ertragen. Sie hatte einen Anspruch auf einen klaren Einblick in meine Gefühle und Gedanken. Ein Kind muss für seine Eltern eine gläserne Seele haben. Dieses Mädchen empfand ich nie als hinterhältige Verbrecherin, sondern sie kam

mir hilflos und dumm vor. Sie stellte den deutschen Adel bloß.

Jedes Jahr bei der Einteilung der Sitzordnung fand ich niemanden, der bereit war neben mir zu sitzen. Am Morgen fehlte mir die Energie mich zu waschen. Am liebsten war mir in der Kindheit die horizontale Lage. Ich lag am liebsten im Bett. Morgens beim Aufstehen kam ich kaum hoch. Auch in der Grundschule waren meine Noten nicht gerade die Besten. Meine Mutter wollte es zur lieben Gewohnheit machen, dass ich bei schlechten Noten mit dem Teppichklopfer eins auf den Arsch bekomme. Es brannte hinten auch ganz scharf, so dass ich einen wilden Ringelreihen um meine Domina hinlegte. Ihr wurde ganz schwindlig und ich konnte mich losreißen. Sie wandte sich an eine alte Nachbarin, einer kleinadligen Österreicherin. Sie hatte ein kluges Schimpansengesicht. Sie war von kleiner Statur und mager, ging in späteren Jahren am Stock, der ihre Würde ins Unermessliche wachsen ließ. Sie herrschte unumschränkt über ihre drei Söhne, die damals schon keine Kinder mehr waren. Die Alte war geschieden. Ihre Motorik war steif

und gespreizt. Ein oder zweimal übernahm sie die Prügelarbeit. Sie hatte eine geübte Hand, das muss man schon ihr lassen. Sie hatte einen harten Schlag und einen festen Stand. Sie gab sich rustikal. Eine Frau von altem Schrot und Korn – wie man so sagt, die ihre Sprösslinge als Kinder in harter Zucht hielt. Sie schlug mich etwa zweimal. Meine Mutter traute sich nicht ständig bei ihr zu klingeln und zu stören. Sie würde damit auch ihre Hilflosigkeit gegenüber einem kleinen Kind wieder und wieder in der Öffentlichkeit offenbaren. Damit war das Thema „Gewalt in der Erziehung“ erledigt. Der Teppichklopfer blieb im Keller und konnte weiter vor sich hin träumen. Ein Sohn der Nachbarin war Student für Gartenarchitektur. Er plante unseren Garten ein und beriet uns welche Pflanzen zu uns passten. Er war ein schöner Mann um die Zwanzig. Er war der einzige wirklich Jugendliche, mit dem ich in meiner Kindheit zu tun hatte. Soweit ich überhaupt mit Jungen in Berührung kam, hatten sie alle etwas Gediegenes. Ich sah dem jungen Gärtner zu. Ich erinnere mich an einen kalten Dezembertag ohne Schnee. Er verlegte die

Steinplatten auf der Terrasse in Rollkragenspullover und Bundeswehrknobelbechern.

In den ersten zwei Jahren meiner Schulzeit wurde ich von einer sehr jungen Frau mit langen, blonden Haaren und fürchterlich langen Beinen unterrichtet, die noch länger wurden durch die damals aufkommenden Miniröcke. Sie war der Schwarm aller kleinen Kinder. Unsere Lehrerin war eine Märchenprinzessin. Auch ich hatte lange Beine. Meine Mutter war ganz verliebt in meine Beine. Und bestärkte mich in meinem Stolz. Ich musste immer kurze Hosen tragen, vor allem kurze, bayrische Lederhosen. Wir kauften sie in einem Trachtenladen direkt bei der Frauenkirche. Ich mochte diese Hosen nicht. Meine Mama fand meine Kilometer langen Beine toll und ich schlug sie darauf verzückt übereinander wie ein keckes, junges Mädchen vor ihrem Freier.

In der Dritten Klasse bekamen wir eine ältere, mütterliche Lehrerin. Sie wirkte bäuerlich. Sie war auch beliebt, aber niemand war verzaubert. Ich erinnere mich, dass wir häufig malten. Wir malten Oster Eier an. Rote, gelbe, blaue Eier. Uns wurde jeden Frühling bewusst, dass der kalte, kah-

le Winter vorüber ist. Mit den bunten Eiern blühten die ersten Blüten. Ich malte Häuser und Blumen immer mit dicken, schwarzen Rändern. Die Blätter der Bäume waren eindeutig grün. Der fröhliche Himmel war natürlich wie alle Himmel plietschblau mit schwarz umränderten, weißen Wolken. Auch die Vögel und Schmetterlinge waren schwarz umrahmt und hingen reglos in der blauen Fläche. In dieser Welt gab es keinen Wind. Der Wind lässt sich nicht verdinglichen. Das Feuer ist ein fester Gegenstand, der nichts entzünden kann. Überall eindeutige Farben ohne Abtönungen und mit stahlharten Kanten. Alles hat eine klare Identität. Jeder weiß, wer er ist und fließt nicht in etwas Anderes über. Todesanzeigen sind mit dicken Linien umrandet.

An Fenstern liebte ich die bläuliche Spiegelung. Am Abend leuchten sie in einem kräftigen Gelb mit leichtem Stich ins Orange. Das warme Licht im frostigen Blau des Abends. Am fernen Horizont leuchten noch Fetzen von kühlem Rot.

In einem Kinderbuch sah ich ein Luftschiff. Es war eine Gondolfiere, die vom Wind weit in die Höhe geweht wird. Die

Kontinente mit den Ozeanen lagen wie eine aufgeschlagene Weltkarte weit unter dem Balkon. Der Ballon landete im Gelb der Wüste. Das tiefblaue Azur leuchtete über dem blendenden Weiß des Tadj Mahals. Ein Tiger wartete im Schatten. Sindbad der Seefahrer erkundete den Indischen Ozean. In den Bergen auf kleinen, entlegenen Inseln warteten Gestalten mit Haaren über dem ganzen Körper auf Bäumen. Sie sprangen den Seefahrern auf die Schultern, klammernten und krallten sich fest und erniedrigten die kräftigen, jungen Fremden lebenslanglich zu Nutztieren.

Im Frühling 1967 müssen gewaltige Stürme gewütet haben. Ich fürchtete, dass Orkane unser Heim in Trümmer schlagen wird. Das Gras schien mir in diesem Frühling besonders grün geleuchtet zu haben. Ich streifte durch Bogenhausen und erkundete neue Straßen. Es wurden damals ganze Hochhausviertel in unserer Nachbarschaft errichtet. München verwandelte sich von einer Provinzstadt und ehemaligen Residenzstadt kurz vor den Alpen zu einer modernen Metropole.

In diesem Frühling hatte ich ostasiatische Phantasien. In einem Garten hingen asiatische Papierlampen. China. Japan. Purpurrote Holzpfeiler. Chinesisches Porzellan mit weiß-blauem Muster. Mit schwarz-orangen Farbtönen. Die sinkende Abendsonne leuchtete auf rötliches Teakholz. Vor mir erhob sich eine Pagode mit geschwungenen Ziegeldächern. Kirschbäume. Magnolien blühten in unserem Garten. Japan wird immer wieder von Erdbeben verwüstet. Der Sturm reißt die Blüten von unserem Magnolienbaum. Der Sturm wird die Stadt verwüsten.

Meine Mutter hatte zu dieser Zeit einen bulgarischen Liebhaber Ich hatte mich in diesem Frühling mit einem kleinen Mädchen in der Nachbarschaft angefreundet. Wir beide waren allein in ihrem Zimmer. Sie wollte, dass ich sie küsse. Ich war schüchtern und zierte mich, aber ich küsste sie dann doch. Der bulgarische Freund besuchte meine Mutter oft. Eines Tages kam er wieder. Ich war gerade dabei rüber zu meiner Freundin zu gehen, wollte aber jetzt doch bleiben. Er merkte anscheinend, wo-

hin ich wollte und meinte:“ Man darf eine schöne Frau nicht warten lassen.“

Unser immer gleich ablaufende Alltag wurde von gelegentlichen Reisen und von Weihnachten unterbrochen. Ich mochte nie die Kälte und den Schnee im Dezember. Den ganzen Dezember über freute ich mich buchstäblich wie ein Schneekönig auf Weihnachten. Kurz davor ging ich mit meiner Mutter zum Dallmayr. Schwere, gekachelte Gewölbe. Es roch nach rohem Fisch und Fleisch und nach geröstetem Kaffee. Wir erstanden dort die Weihnachtsgans. Wir kauften dort für die Feiertage Kaviar, Krabben und sonstige Leckereien, die es das übrige Jahr nicht gab. Inmitten der Halle sprudelte ein Brunnen. Schwammen in ihm Forellen, Lachse, Karpfen? Man kann Tiere auch lebendig verzehren. Jemand schlägt mir die Zähne irgendwo ins Fleisch und reißt mir Stücke vom Körper. Im Schlaraffenland fliegt das Geflügel gebraten direkt in mein hungriges Maul. In den Seen und Flüssen tummeln sich massenhaft Fische. Man kann die ganze Natur auffressen. Wir gingen auch auf den Viktualienmarkt.

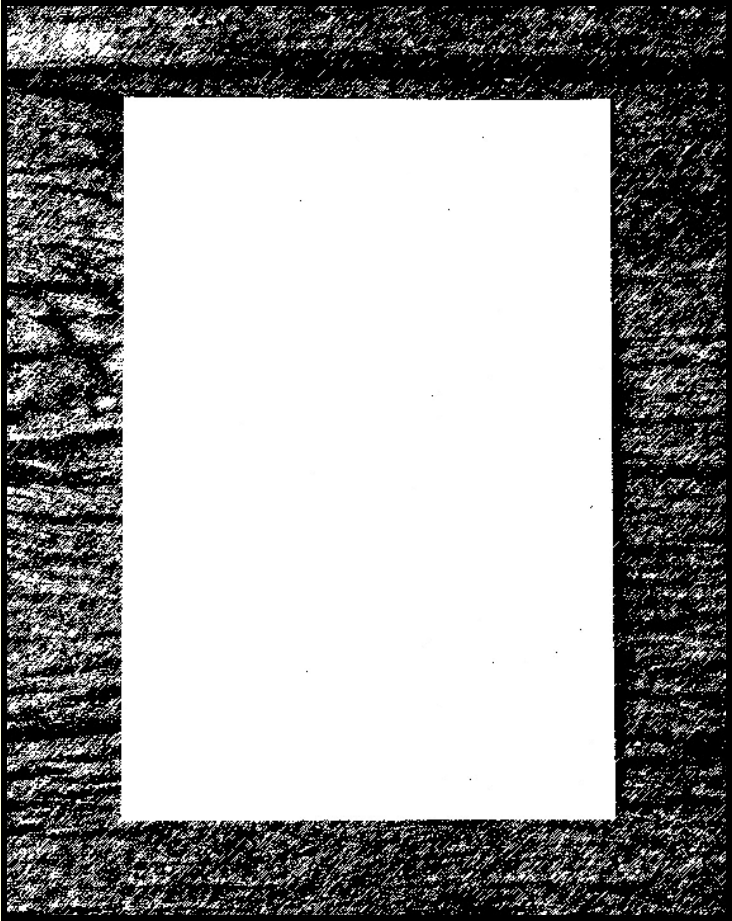
Heiligabend wartete ich ungeduldig in meinem Zimmer auf meine Bescherung. Vom Erdgeschoss hörte ich Geräusche. Jemand baute etwas auf. Glaubte ich als ganz kleines Kind wirklich daran, dass das Christkind zusammen mit diversen Engeln sich die Mühe macht, extra zu mir zu kommen, um speziell für mich die Feier vorzubereiten? Ich bin klein. Mein Herz ist rein. Das große Phantom, das Monster mit den unzähligen Augen macht sich nützlich. Tschaikowskys „Nussknackersuite“. Ich verband lange Weihnachten mit dem verschneiten, zaristischen Sankt Petersburg. Endlich klingelte die Weihnachtsglocke. Ich stieg die Treppe hinab und betrat das vom Weihnachtsbaum leuchtende Wohnzimmer. Das elektrische Licht war aus. Der ganze Raum war in ein feierlich schimmerndes Halbdunkel getaucht. Mitten im Haus wächst jetzt eine Tanne. Rote Kerzen flackerten. An den Ästen hingen goldene Sonnenscheiben aus Mexiko. Bunte Glaskugeln. Meine Mutter saß freudestrahlend am Esstisch. In meinem Herzen brannte Freude und die Liebe zu ihr. Ich gab ihr einen herzlichen Kuss. In der Liebe zu ihr fühlte ich

erst so richtig unsere gemeinsame, grenzenlose Einsamkeit. Zwei mal hatte der Baum zu brennen angefangen. Die Flamme einer Kerze ergriff den darüber hängenden Ast. Die Flammen der zwei Kerzen vereinigten sich zu einem größeren Feuer, das sich gefräßig ausbreiten wollte. Vielleicht brennt ausgerechnet am Heiligen Abend das Haus ab. Der schönste Tag verwandelt sich in einen Tag des Grauens. Als ich vierzehn Jahre alt war, feierte ich Weihnachten wie jedes Jahr allein mit meiner Mutter. Sie oder ein Verwandter hatte mir eine Spieluhr mit irgendeinem fürchterlich gefühligem Lied geschenkt. Ich spielte die Musik ab und mich packte eine mich in einen Tränenstrom auflösende Trauer. Mich überwältigte meine Einsamkeit und die meiner Mutter. Es war der Abschied von der Kindheit. Seitdem habe ich nie wieder Weihnachten gefeiert.

Immer raus durch die Mauer ins Freie!
Kalt und frei.

Eine von mir vorgestellte Großstadtlandschaft durchwogt meine Körperzellen wie eine Woge der Freude. Ich erlebe Macht. Südlicher Hafenwind, Lichter, von

mir phantasierte Gebäude. Der Nachthimmel. Die Welt erwartet mich. All das ist aus meinem Hirn gewachsen.



GLÄTTUNG

Erzählung

Christian Knieps

Kapitel 1

Es war in jenen Tagen, die von einer so lautlosen und fast gespenstischen Ordnung erfüllt waren, dass niemand mehr daran zweifelte, wie vollkommen die Welt sich eingerichtet hatte, nicht weil sie wirklich vollkommen war, sondern weil die Menschen verlernt hatten, von einer anderen Möglichkeit zu träumen, und weil sie sich in der beständigen Wiederholung der gleichen Routinen, der immerwährenden Berechnungen und derselben stillgelegten Gefühle wie in einem Palast aus Glas einrich-

teten, dessen Wände zwar durchsichtig blieben, aber so unüberwindbar hart waren, dass kein Gedanke und keine Sehnsucht hindurchfand.

Der junge Mann, von dem zu berichten ist, war in dieser Welt kein Besonderer, gar ein Abweichler, noch ein verborgener Dichter, der gegen den Strom anschwamm, sondern lediglich einer jener Tausenden, die ihre Tage mit der Pflege von Daten, mit dem Abgleich von Formeln und der Überwachung von Prozessen verbrachten, und wenn er abends müde in sein schmales Zimmer zurückkehrte, das in einer dieser endlosen Wohnanlagen lag, die man wie Schachfelder über das Land gezogen hatte, dann empfand er nichts als die stille Befriedigung, den Tagesplan erfüllt zu haben, was in jener Zeit schon als höchstes Glück galt.

Er hieß Arvid, und wenn er sich selbst im Spiegel sah, so fiel ihm weder auf, dass sein Gesicht besondere Züge trug, noch dass in seinen Augen ein Rest von Glanz wohnte, vielmehr schien ihm das eigene Abbild ein reines Protokoll der Notwendigkeit zu sein, so wie sein Herzschlag ein Al-

gorithmus war, der ihn am Leben hielt, ohne dass er sich darum kümmern musste, und wie seine Arbeit an den Tabellen und Statistiken nichts anderes war als die Verlängerung einer Ordnung, die älter und größer war als er selbst.

Doch an jenem Abend, an dem die Geschichte eigentlich begann, trat ein Umstand ein, den man nur mit Mühe beschreiben kann, weil er so unscheinbar und doch so folgenschwer war, nämlich dass Arvid in der zentralen Archivkammer, in die er wegen einer kleinen Unstimmigkeit geschickt worden war, auf ein Blatt Papier stieß, das keine der vorgeschriebenen Kennzeichnungen trug, kein Datum oder Nummer, sondern nur die eigentümliche Leere eines unbeschriebenen Feldes, und als er dieses Blatt betrachtete, spürte er eine Unruhe, die er nicht einordnen konnte, da es ja keinen Grund gab, einem leeren Blatt Bedeutung zuzumessen.

Er stand lange vor diesem Fundstück, länger, als es seine Aufgabe verlangte, und er versuchte, es einzuordnen, doch seine Gedanken verliefen wie auf glattem Boden,

ohne Halt, ohne die gewohnten Raster, die ihm sonst die Sicherheit gaben, und schließlich nahm er das Blatt an sich, nicht aus Neugier, die ihm fremd war, sondern aus einer unklaren Regung, die näher an der Furcht als an der Freude lag, und er verbarg es unter den standardisierten Formularen, die er ohnehin zurückbringen sollte.

Später, als er in seinem Zimmer saß und das Blatt erneut vor sich ausbreitete, kam es ihm fast so vor, als sei es ein Spiegel, der ihm etwas zurückwerfen wollte, doch was er darin sehen sollte, blieb ihm verschlossen, und er ertappte sich bei dem seltsamen Gedanken, dass auf diesem Weiß etwas hätte stehen können, ja vielleicht sogar stehen sollte, und dass das Fehlen der Schrift nicht Mangel, sondern Aufforderung war, eine Ahnung, die ihn zugleich erschreckte und gefangen nahm.

Er schlief in dieser Nacht schlecht, denn sooft er die Augen schloss, sah er das leere Blatt, und er hörte in sich eine Stimme, die nicht wie seine eigene klang, eher wie ein fernes Echo, das zu ihm sprach, ohne Worte, und er erwachte mehrfach mit klopfen-

dem Herzen, was ihm fremd war, weil man in jener Welt kaum noch Träume kannte, oder wenn man träumte, dann waren es geregelte, matte Bilder, die rasch vergingen, so wie alles verging, was keine Funktion hatte.

Am Morgen versuchte er, die Unruhe zu bannen, indem er das Blatt sorgfältig in einer Schublade verstaute, als wäre es ein unerlaubtes Gerät, doch der Gedanke daran wich nicht, und bei der Arbeit, während er die Abgleichungen durchführte, machte er Fehler, kleine Verschiebungen in den Zahlen, die ihm selbst auffielen, bevor sie jemand anderes bemerkte, und er erschrak darüber, dass seine Hand nicht mehr die gleiche Sicherheit hatte wie sonst.

Es ist schwer zu sagen, ob in diesem Moment schon etwas wie eine geheime Geschichte in ihm begonnen hatte, oder ob es nur eine vorübergehende Störung war, die sich hätte legen können, wenn er stärker gewesen wäre, doch sicher ist, dass er am Abend wieder an die Schublade ging, das Blatt hervorzog und lange davor saß, ohne es zu berühren, als sei es gefährlich, und

doch spürte er, dass er sich von dieser Leere nicht mehr trennen konnte.

Dann, als die Sonne längst hinter den Gebäudekanten verschwunden war und die Leuchten in den Korridoren mit ihrem gleichmäßigen, gemessenen Ton atmeten, setzte sich Arvid an den kleinen Tisch, der abgewetzt war an den Kanten, als hätten schon viele Hände dort gezögert, und er legte das Blatt in die Mitte, strich es glatt wie etwas Zerbrechliches, das die geringste Unaufmerksamkeit zersingen lassen könnte, und während er so saß, merkte er, dass seine Finger auf der Tischplatte ein Muster nachzeichneten, kein bewusstes, doch eines, das wiederkehrte, als erinnerten sie sich an einen Rhythmus, den er selbst nicht benennen konnte, und auf einmal war es, als rücke die Luft näher heran, als lausche ihm etwas, das nicht zu den Geräten und Anzeigen gehörte, und er dachte, ohne es denken zu wollen: Wenn ich jetzt ein Zeichen setze, nur eines, was geschieht dann mit der Ordnung, die mich hält?

Er holte keinen Stift hervor, denn Stifte waren in den Wohnbereichen nicht vorgesehen, da die Eingaben zentralisiert an

Terminals erfolgten und alle Handschrift als archaisches Residuum gegolten hatte, seit man begriffen zu haben glaubte, dass das Gedächtnis der Gesellschaft in Maschinen besser aufgehoben sei als im zittrigen Verlauf einer individuellen Geste; dennoch entdeckte er in der Schublade, in der er das Blatt aufbewahrt hatte, einen alten, dünnen Graphitstummel, der dort vermutlich vergessen worden war, wie etwas, das durch die Raster gefallen ist, und dieses Halbverbotene, dieser graue, stumpfe Zylinder in seiner Hand, ließ ihn für einen Augenblick vergessen, wer er war und wozu er diente, sodass er, den Atem anhaltend, die Spitze ansetzte und einen Strich zog, nicht gerade und nicht krumm, sondern von jener unsicheren, tastenden Art, in der ein erster Schritt gemacht wird, bevor man die Richtung kennt, und mit dem Strich war nichts geschehen, nichts explodierte, keine Sirene heulte, doch etwas in ihm, das lange stillgelegen hatte, richtete sich ein wenig auf wie ein Tier, das aus dem Schlaf erwacht.

Er erschrak ob seiner Kühnheit, die, wenn man sie erzählte, keine wäre, und doch, für ihn, in jenem Raum, in jener Se-

kunde, war sie ein Ereignis, das sein Inneres verschob, und er setzte noch einen Strich, diesmal quer, eine Kreuzung, winzig, nicht größer als die Kerbe eines Nadel-schutzes, und er starrte darauf, als sähe er darin die Möglichkeit einer Karte, einer nicht existierenden Stadt, die nur sichtbar werden konnte, wenn man sie nicht suchte, und in seinem Kopf, der den Tag über Zahlen sortiert hatte, klang es wie ein leiser Chor aus sehr weit her: So beginnt es, indem es nicht beginnt, so entsteht es, indem es nicht entsteht, und er spürte, wie ihm warm wurde unter den Augen, eine Wärme, die kein Gerät kontrollierte.

Er löschte die Striche nicht, obwohl er das hätte tun können, indem er das Blatt wendete oder es austauschte, und er legte den Graphitstummel beiseite, als müsse man eine Schwelle respektieren, die man zwar überschritten, aber noch nicht bewohnt hatte, und er stand auf, trat zum Fenster, das keines war, weil es in jenen Wohneinheiten nur hinterleuchtete Panel gab, die den Verlauf des Tages simulierten, damit die Bewohner ihren Rhythmus hielten, und er berührte das kalte Material, das

die Illusion von Dämmerung darstellte, und er fragte sich, mit einer Mischung aus kindischer Scham und neuem Trotz, ob die Welt, die er so folgsam bejaht hatte, vielleicht nicht die ganze Welt war, sondern nur ein durchsichtiger Mantel, in dem die eigentliche Haut nicht mehr atmen durfte.

Am folgenden Tag, der äußerlich dem vorherigen glich, und der doch eine andere Temperatur trug, obwohl die Anzeigen an den Klimaflächen dieselben Werte ausgaben, passierte im Archiv eine Begebenheit, die an sich so dürftig war, dass niemand sie notiert hätte, doch für Arvid wurde sie zum Prüfstein, denn als er die Routineprüfung der Verfallsfristen in Sektion C-7 durchlief, huschte der Schatten eines Kollegen durch den Gang, ein Mann mit schmalen Schultern und einem Gesicht, das so korrekt geschnitten wirkte, als sei es nach einer Vorlage geformt worden, und dieser Mann blieb kurz stehen, sah Arvid an, nicht neugierig, nicht misstrauisch, eher unentschlossen, als gäbe es einen Gruß, den man vergessen habe, und sagte dann, mit einer Stimme, die jedes Timbre von der Zunge wusch: „Sie haben gestern länger ge-

braucht als vorgesehen“, worauf Arvid nickte und eine harmlose Erklärung murmelte, die üblichen Verzögerungen, die jeder vorbringen konnte, und der Mann ging weiter, doch der Blick, der keine Farbe trug, blieb in Arvids Rücken wie ein kalter Zug.

In der Mittagspause, die genau bemessen war und deren Zweck die Erhaltung der Leistungsfähigkeit ohne Restzweck war, setzte Arvid sich an den Rand der Kantine, an einen jener Tische, die aus einem Material gefertigt waren, das weder Wärme annahm noch abgab, und er spürte, wie die Präsenz des Blattes in seiner Jacke, die er ausnahmsweise mitgenommen hatte, weil er es nicht in der Wohnung zurücklassen wollte, ihn beschwerte und zugleich trug, als sei es ein kleiner, fast lächerlicher Anker in einer See aus Vorschriften, und während er die standardisierte Mahlzeit aß, sah er an der Stirnwand eine Informationsfolge laufen, die von der bevorstehenden Sitzung der Kommission berichtete, in der die nächste Phase der „Affektregulierung“ vorgestellt werden sollte, und er hörte die Wörter, die alle hörten, ohne dass sie dadurch mehr wurden als Geräusch, doch er

fühlte, dass sie jetzt auf eine Stelle in ihm trafen, die nicht mehr taub war.

Am Abend nahm er das Blatt wieder hervor, nicht als Neugieriger, sondern als jemand, der einer Arbeit nachgeht, von der er weiß, dass sie verboten ist und dennoch notwendig, und er betrachtete die zwei Striche, die inzwischen zu etwas geworden waren, das nicht mehr nur Striche war, weil das Auge, wenn es einmal einen Anfang hat, schon die Fortsetzung sieht, und so setzte er, den Atem ruhig, als handle er in einer Übung, die ihm ein Meister aufgetragen hätte, eine Reihe von Punkten, die ein Bogen hätten werden können, wenn man sie verband, doch er verband sie nicht, weil er verstand, ohne es zu wissen, dass das Ungesagte das einzige sei, was er besitzen durfte, und während er Punkt um Punkt setzte, dachte er nicht an Flucht, nicht an Aufruhr, nicht an Heldentum, sondern an eine schmale, unsinnige Würde, die darin liegen könnte, eine Linie zu kennen, die niemand sonst sehen durfte.

Es wäre übertrieben zu behaupten, dass er in jener Nacht träumte, denn das Wort, wie man es früher verstand, passte nicht

mehr auf die Art, wie die Bilder in ihn fielen, doch etwas geschah, als er die Augen schloss, das jenem ersten Strich verwandt war, eine leise Verlagerung der Gewichte, eine Erinnerung an eine Erinnerung, und er stand einmal auf, trank Wasser, kehrte ins Bett zurück, und während er lag, hörte er die Stadt, die keine Stimme haben sollte, leise singen, nicht laut, nicht melodisch, eher wie ein Beat, der so langsam schlug, dass man ihn mit dem eigenen Herzschlag verwechseln konnte, und er sagte im Dunkeln, ohne die Lippen zu bewegen, ein Wort, das er am Morgen vergessen haben würde, doch das im Raum blieb wie eine Spur, die erst im Rückblick sichtbar wird.

Die Kommission tagte, wie angekündigt, und am nächsten Tag wurden Auszüge der Zusammenfassung in die Kanäle gespielt, so neutral wie möglich, damit niemand sich daran stoße, und es hieß, die Pilotversuche zur „Affektglättung“ hätten hervorragende Ergebnisse erbracht, was bedeutete, dass die Probanden, die sorgfältig ausgewählt und informiert worden waren, keine Erinnerung an unangemessene Erregungszustände mehr aufwiesen, weder im Bereich

der Angst noch im Bereich der Euphorie, und dass damit ein bedeutender Schritt zur Stabilisierung der sozialen Kohäsion getan sei, und während Arvid diese Nachrichten hörte, fühlte er nicht das, was man wohl bei anderen Zeiten „Zorn“ genannt hätte, sondern er fühlte, wie ein kalter, feiner Staub auf die Oberfläche seiner neuen, zaghaften inneren Bewegung fiel, und er begriff, dass man der Phantasie nicht mit Verboten beikam, sondern mit der inneren Hitze.

In den Tagen darauf begann er, in der Arbeit Fehler zu vermeiden und in der Wohnung Fehler zu begehen, ein Paradox, das ihm zur zweiten Natur wurde, denn je makelloser er in den Systemen funktionierte, desto mehr erlaubte er sich abends, am Tisch und mit dem Blatt vor ihm, an den Punkten, die nicht verbunden werden durften, eine Freiheit, die nur sichtbar war, wenn man wusste, wo man hinsehen musste, und er merkte, dass er einen Rhythmus entwickelte, bei dem die Hand von selbst tat, was der Kopf nicht zu denken wagte, und dass die Linien, die so nicht genannt werden durften, Formen ahnen ließen, die

keinem Katalog entstammten, vielleicht ein Tier, eine Landschaft oder auch nur der Umriss eines Satzes, den jemand einmal sprechen würde, wenn das Sprechen wieder ein Tun und nicht nur ein Vollzug war.

Es blieb nicht unbemerkt, auch wenn er alle Vorsicht übte, denn in jener Welt waren Abweichungen weniger eine Frage des Handelns als der Mikrogesten, und eines Abends, als er das Gebäude verließ, trat derselbe Mann mit dem farblosen Blick neben ihn, sie gingen eine Weile in Schritt, ohne sich anzusehen, und dann sagte der Mann, in jenem Ton, der, weil er die Nuancen mied, die Nuancen schrill machte: „Sie haben eine ungewöhnliche Statistik der nächtlichen Aktivität“, worauf Arvid den Kopf hob und, mit einer Mühe, die ihm den Nacken verhärtete, erwiderte, er lese Berichte und Aufzeichnungen, die zu lesen seien, und der Mann nickte, als sei damit schon alles gesagt, und fügte, während sie sich trennten, beinahe freundlich hinzu: „Halten Sie sich warm“, was Arvid als Drohung hörte, weil ihm plötzlich klar wurde, dass dort, wo man die Gefühle glättete, das

Wärmemanagement der Körper nur die Vorstufe war.

In seiner Wohnung ließ er das Licht aus und setzte sich im Halbdunkel, weil ihm die Dunkelheit ehrlicher vorkam als die Simulationen, und er legte das Blatt vor sich hin, ohne es zu berühren, und er dachte, zum ersten Mal in einer Form, die man eine Frage nennen durfte, wenn man das Wagnis der Benennung eingehen wollte: Ob es möglich sei, dass dieses winzige, lächerliche, beinahe kindische Tun – Striche und Punkte auf einem Papier – eine Kraft besitze, deren Name verlorengegangen war, und wenn ja, ob diese Kraft irgendeine Form von Konsequenz trüge, die über ihn hinausging, oder ob er nur ein Exemplar war, das früher oder später, wie alle Exemplare, in den Fluss der Korrekturen und Behandlungen zurückgeführt würde, wo es still wurde und glatt.

Er fuhr mit dem Finger über den ersten Strich, den er gesetzt hatte, und stellte fest, dass die Graphitpartikel am Rand minimal verwischt waren, was bedeutete, dass die Spur nicht nur da war, wo sie war, sondern bereits angefangen hatte, sich zu verhalten,

als sei sie lebendig, und dieser Gedanke, der kein Gedanke war, sondern ein Fühlen, das sich an die Form eines Gedankens presste, ließ ihn eine Zeit lang ganz ruhig sitzen, wie einer, der in einer Kirche das Echo testet, bevor er spricht, und als er schließlich den Stummel wieder aufnahm, setzte er an eine Stelle, die er bisher gemieden hatte, ein ganz kleines, fast unverschämtes Zeichen, eine Kurve, die keine Kurve sein durfte, und sofort schoss ihm der Impuls durch die Brust, das Papier zu zerreißen, weil die Kühnheit ihm zu groß schien, doch er hielt inne, er hielt einfach inne.

Es war in diesen Nächten, dass er zum ersten Mal eine Erinnerung berührte, die ihm nicht gehörte und doch durch ihn ging, als wäre sie auf ihn gewartet, und die Erinnerung bestand nicht aus Bildern, nicht aus Worten, sondern aus einem Geschmack, der nach regennassem Stein und altem Holz roch, und darin lag eine Schule, die keine war, eine Hand, die ihm über den Rücken strich, ein Satz, den man ihm früher vielleicht zugeflüstert hätte, etwa: „Nicht alles, was nichts ist, ist nichts“, und er weinte nicht, denn dazu hätte es eine Erschütte-

rung gebraucht, die man ihm abgewohnt hatte, aber sein Körper wurde weich an den Rändern, als könne er endlich wieder in seine Umgebung sickern, anstatt von ihr nur gespiegelt zu werden.

In der Zentrale liefen derweil die Vorbereitungen für die breite Einführung des Programms, das man „Kühlung“ nannte, ohne ironische Färbung, ohne die alten Vorbehalte, die man einst gegenüber Metaphern gehabt hatte, und es gab Testreihen, die besagten, dass selbst hartnäckige Residuen von Phantasietätigkeit – man hörte die vorsichtige Formulierung und sah die präzisen Diagramme – mit einer Kombination aus Schlafarchitektur, Ernährungsmodulation und diskreter neurochemischer Justierung binnen Wochen auf ein Niveau zurückgingen, das statistisch nicht mehr signifikant war, und Arvid, der die Berichte im Ebenenmodus sah, verstand, dass das, was in ihm, auf seinem Blatt, in seinem kleinen, lächerlichen Raum wuchs, nicht gegen eine Mauer laufen würde, sondern gegen eine Kälte, die keine Mauer brauchte, und er fragte sich, ohne Pathos, ob man eine Flamme vor Frost schützen könne, in-

dem man sie nicht anfachte, sondern indem man sie nicht allein ließ.

Er begann, ohne Plan, ohne sogar das Wort Plan zu denken, kleine Umwege in seinem Tageslauf einzubauen, nicht gefährlich, nicht auffällig, nur so, dass er manchmal fünf Minuten in einem Flur stand, in dem niemand stand, oder dass er den Aufzug nahm, der seltener benutzt wurde, und er hörte auf die Geräusche, die er früher nicht gehört hatte – das leichte Zittern einer Leitung in der Wand, das Klicken einer Tür, die nicht fiel, sondern gelegt wurde, den Atem eines Menschen, der in der Nähe stehen blieb –, und all diese Geräusche wurden, für ihn, nicht zu Zeichen, nicht zu Botschaften, aber zu einer Musik, die sich in seine Hand übersetzte, wenn sie abends den Stift hielt, und er zeichnete nicht, um zu zeigen, er zeichnete, um zu hören.

Einmal, und das war vielleicht der gefährlichste Moment bis dahin, sah er in der Glasfläche des Hauses gegenüber, während er das simulierte Dämmerfenster betrachtete, die Spiegelung seiner eigenen Haltung über dem Blatt, und in der Spiegelung erschien es, als säße ihm jemand gegen-

über, nicht er, nicht eine Person, die es gab, sondern eine Art Gegenüber, das früher, als man noch betete, vielleicht einen Namen gehabt hätte, und er erschrak vor der Intimität dieses Bildes, vor der Möglichkeit, dass ein Gespräch begonnen haben könnte, bevor er ein Wort sagte, und er trat zurück, ließ die Jalousie im Panel herabsinken, die eigentlich gar nicht existierte, und stand eine Zeit lang im Halbdunkel, bis die Atmung wieder in die bekannte Bahn zurückfiel.

An einem Nachmittag, der in nichts auffällig war, erhielt er eine Einladung, wie alle sie erhielten, zur Informationsveranstaltung über die Einführung der „Kühlung“ in seiner Sektion – man hatte die Sprache so geschult, dass der Vorgang als Fürsorge erschien und nicht als Eingriff – und die Einladung trug in einer Ecke einen kleinen, beinahe spielerischen Kreis, der eine Schneeflocke bedeuten sollte, und als Arvid den Kreis sah, musste er lächeln, zum ersten Mal seit langer Zeit, nicht spöttisch, nicht trotzig, sondern, als hätte ihm jemand unwissentlich einen Wink gegeben, der sagte: Hier, sieh, sie wissen, dass es ein

Bild braucht, um das Bild zu löschen, und er faltete das Schreiben sehr ordentlich und legte es neben das Blatt, als gehörten sie zusammen, und er wusste, dass er nicht kämpfen würde, weil er nicht kämpfen konnte, doch dass er, solange noch ein Zeichen möglich war, ein Zeichen setzen würde, ohne Zeugen, ohne Triumph.

Als die Veranstaltung stattfand, saß er in der dritten Reihe, weil die dritte Reihe in Räumen dieser Art die beste war, um gesehen und übersehen zu werden, und er hörte einer Sprecherin zu, deren Stimme den Eindruck erweckte, als könne sie, wenn man es verlangte, jede Temperatur exakt wiedergeben, und sie sprach von Ruhe, von Gleichgewicht, von der Sanftheit eines Lebens ohne Ausschläge, und die Bilder hinter ihr zeigten Kurven, die sich glätteten, bis sie eine Linie waren, die so ruhig verlief, wie ein schlafendes Meer, und in diesem Moment, zwischen den Zahlen und den Bildern und dem Tonfall, erkannte Arvid die Schönheit dessen, was man ihnen anbot, eine Schönheit, die nicht wie Frühling war, nicht wie Musik, eher wie eine perfekte Maschine, die niemals stockt, und er

verstand, wie verführerisch es war, nie wieder zu zittern.

Er verließ den Saal, wie alle ihn verließen, mit dem Gefühl, dass nun etwas Gutes bevorstand, nicht weil er überzeugt war, sondern weil die Worte auf ihn gelegt worden waren wie eine Decke, und er ging nach Hause, setzte sich an den Tisch, legte das Blatt hin, das inzwischen von Punkten, Strichen und Andeutungen in einer Weise überzogen war, die nur er verstand, und er wusste, ohne Pathos, ohne Drama, dass dies der letzte Abend sein könnte, an dem die Hand noch tat, was sie tat, ungebremst von der kommenden Kälte, und er zog eine letzte Linie, sehr langsam, sehr behutsam, als zöge er nicht über Papier, sondern über Haut, und er dachte, nicht laut, nicht stumm, eher wie einer, der den Kopf neigt: Wenn dies alles ist, dann sei es alles.

Dann blies er, ein Reflex aus Zeiten, die man ihm ausgetrieben hatte, leicht über das Blatt, damit der Graphit sich setzte, und er stellte den Stift aufrecht in ein Glas, das kein Wasser enthielt, und er ließ die Hand auf dem Tisch liegen, bis die Muskeln schwer wurden, und er sah, wie die Dun-

kelheit in den Ecken des Raums dichter wurde, nicht drohend, nicht freundlich, nur dichter, und er verstand, so plötzlich, dass er lachen musste, leise, fast schuldbewusst, dass es nicht die Aufgabe der Phantasie sei, ihn zu retten, sondern seine, sie zu bezeugen, solange sie atmete, und dass morgen, wenn die Schneeflocke fiel, die Luft klar und scharf sein würde, und dass die Welt, in ihrer Vollendung, gläserner sein würde als je, und dass niemand darin klagen würde, am wenigsten er, und dass darin vielleicht der eigentliche Schrecken lag, den er nicht mehr fühlen würde.

Kapitel 2

Sie hieß Leona, und sie lebte in einer jener Wohnanlagen, die so gleichförmig gebaut waren, dass man nach Jahren nicht mehr sagen konnte, in welchem Gang man sich befand, weil jeder Gang das genaue Abbild des anderen war, dieselben Türen und leise Lichter in den Decken, die niemals ganz verlöschten, sondern in einem dauerhaften Zwielflicht leuchteten, das weder Tag

noch Nacht zuließ, und dieses unaufhörliche Dämmern war die Umgebung, in der sie seit langer Zeit ihre Schritte tat, ohne sie zu zählen, weil man in einer Welt, die alles berechnete, keine eigenen Zählungen mehr brauchte.

Leona arbeitete in einer der Abteilungen, die für die semantische Kontrolle zuständig waren, und ihre Aufgabe bestand darin, Texte, die aus der Vergangenheit übernommen und für die Gegenwart aufbereitet worden waren, auf ihre Verwendbarkeit hin zu prüfen, was bedeutete, dass sie jeden Ausdruck, der eine Form von Mehrdeutigkeit, von Metapher oder von poetischer Spannung enthielt, entfernen oder glätten musste, damit die Sätze in jenem neutralen, transparenten Zustand blieben, den die Richtlinien verlangten, und in dieser Arbeit war sie zuverlässig, gewissenhaft, sogar vorbildlich, denn sie wusste, dass Abweichungen nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das Gefüge der Gesellschaft hätten belasten können.

Und doch war es gerade sie, die manchmal, wenn sie allein war, an ein Wort dachte, das in keinem der neuen Tex-

te mehr vorkam, ein Wort, das sie nicht aus ihrem Beruf kannte, sondern aus einer Erinnerung, die aus der Tiefe ihrer Kindheit aufstieg, ein Wort, das mit einer Stimme verbunden war, die längst verstummt war, nämlich die Stimme ihrer Großmutter, die ihr in den frühen Jahren, als man Kinder noch nicht so streng überwachte wie später, Geschichten erzählt hatte, die sich von allem unterschieden, was heute erlaubt war, Geschichten, die von Bäumen sprachen, die miteinander reden konnten, und von Tieren, die Gefühle hatten, und von Menschen, die auf Wegen gingen, deren Ziel niemand wusste.

Es war nicht so, dass Leona diese Geschichten noch genau kannte, nein, sie waren in ihr zu etwas Nebligem geworden, zu einem Schatten, den sie nicht fassen konnte, doch manchmal, wenn sie am Abend in ihrem Zimmer saß und die neutralen Klänge der Informationskanäle hörte, tauchte ein Bild auf, das wie ein Rest von Farbe in einer Welt aus Grau war, und sie spürte, dass es mit jenem alten Wort zusammenhing, das sie nicht mehr sprechen konnte,

weil sie nicht sicher war, ob es überhaupt noch existierte oder ob sie es nur erfand.

Eines Nachts, als sie lange wach lag, geschah es, dass sie dieses Wort mit den Lippen formte, ganz leise, ohne Stimme, nur als Bewegung, und sie erschrak über die Wärme, die ihr dabei durch den Körper fuhr, denn es war, als hätte sie etwas Verbotenes getan, und zugleich etwas so Unbedeutendes, dass niemand je davon erfahren würde, und doch spürte sie, dass ein Unterschied darin lag, ob man das Wort dachte oder ob man es formte, so wie ein Unterschied darin liegt, ob man eine Tür betrachtet oder sie öffnet.

Am folgenden Tag begann sie, heimlich kleine Zettel in ihrer Tasche zu tragen, auf die sie in Pausen einzelne Wörter schrieb, Wörter, die ihr einfielen, ohne dass sie sie suchte, manchmal war es nur ein „Baum“, manchmal „Fluss“, manchmal „Licht“, und diese Wörter schienen ihr wie Fragmente eines Satzes, den sie nicht mehr zusammensetzen konnte, und jedes Mal, wenn sie sie ansah, empfand sie sowohl Freude als auch Schmerz: Freude, weil da noch etwas

war, das ihr gehörte, Schmerz, weil sie wusste, dass es schwand.

Denn je länger sie die Wörter betrachtete, desto mehr entglitten sie ihr, sie wurden fremd, sie verloren ihre Schärfe, sie wurden zu Zeichen, die nichts mehr meinten, und sie merkte, dass die Sprache selbst, die sie in ihrem Beruf so nüchtern verwaltete, ein Körper war, aus dem man Stück für Stück das Leben zog, bis er nur noch als Gerüst übrig blieb, und sie fragte sich, ob es möglich sei, dass eine Geschichte verschwindet, nicht weil man sie verbietet, sondern weil niemand sie mehr erzählen kann.

Einmal setzte sie sich am Abend an den Tisch und versuchte, das Märchen ihrer Großmutter aufzuschreiben, so gut sie konnte, und sie begann mit einem Satz, der ihr noch vertraut war: „Es war einmal ...“, doch sie hielt inne, denn sie wusste nicht mehr, was danach kam, sie wusste nicht, ob es ein König war oder ein Mädchen, ob es ein Wald war oder ein Meer, und sie merkte, dass sie das „einmal“ nicht mehr tragen konnte, weil es in einer Zeit lebte, die sie nicht mehr verstand, und sie brach ab, ließ den Stift sinken, legte das Papier

weg, und in ihr war ein Gefühl, das sie nicht benennen konnte, vielleicht Verlust, vielleicht auch nur Leere.

Die Tage vergingen, und sie arbeitete wie gewohnt, und niemand bemerkte, dass in ihr etwas zerriss, denn nach außen war sie makellos, doch in ihrem Inneren fühlte sie, dass etwas in ihr wie eine alte Wand zerfiel, deren Putz abblättert, und sie wusste, dass es nicht das Märchen selbst war, das sie suchte, sondern das Gefühl, das es in ihr geweckt hatte, das Staunen, die Ahnung, dass es etwas gibt, das nicht berechnet werden kann, und dass dieses Gefühl nun erlosch, weil kein Wort es mehr tragen konnte.

An einem Nachmittag, als sie müde nach Hause ging, blieb sie plötzlich stehen, weil sie glaubte, das Wort zu hören, das sie gesucht hatte, es war nicht laut, es kam nicht von außen, es war wie ein leiser Hauch in ihrem Inneren, und sie blieb stehen, horchte und wartete, doch da war nichts, nur der gleichmäßige Klang der Schritte der anderen, die an ihr vorbeigingen, und sie lächelte kurz, ein Lächeln, das niemand sah, weil es sofort wieder verschwand, und sie ging

weiter, wissend, dass sie auf eine Leere zugeht, die bald vollkommen sein würde.

In den Nächten nach diesem Erlebnis legte sie die Zettel vor sich auf den Tisch, ordnete die Wörter nebeneinander, als wollte sie aus ihnen ein Muster formen, doch sie fand keine Verbindung, und jedes Mal, wenn sie es versuchte, wurde der Abstand zwischen den Wörtern größer, so als stießen sie einander ab, und sie erkannte, dass die Wörter nicht mehr füreinander bestimmt waren, dass sie wie Steine waren, die früher in einem Mosaik gelegen hatten, nun aber lose über den Boden verstreut waren, und dass sie allein keine Geschichte mehr ergaben.

Sie begann, auf den Wegen zur Arbeit die Gesichter der Menschen genauer zu betrachten, weil sie hoffte, dort Spuren zu finden, vielleicht einen Zug, der an eine Geschichte erinnerte, vielleicht einen Ausdruck, der eine Regung verriet, doch sie fand nichts als die gleichförmige Glätte von Mienen, die alle dasselbe Ziel kannten und keine Ablenkung zuließen, und sie dachte, dass auch die Gesichter zu Texten gewor-

den waren, die man geglättet hatte, bis sie nichts mehr sagten.

Eines Abends, als sie wieder versuchte, die Wörter zusammenzufügen, schief sie über den Zetteln ein, und sie träumte, dass die Wörter aufstanden und durch den Raum gingen, dass „Baum“ zum Fenster hinaus schritt, dass „Fluss“ unter der Tür hindurch floß, dass „Licht“ sich an die Decke legte, und sie wollte ihnen folgen, doch sie konnte sich nicht bewegen, und als sie erwachte, waren die Zettel leer, die Wörter waren verschwunden, und sie wusste nicht, ob sie sie wirklich geschrieben hatte oder ob es nur eine Täuschung gewesen war.

Von diesem Tag an wagte sie nicht mehr, Wörter aufzuschreiben, denn sie fürchtete, dass sie sich in Nichts auflösen würden, und sie begann, sie nur noch in sich zu sprechen, lautlos, als kleine Beschwörungen, und sie fühlte, dass dies ihr letzter Halt war, dass die Wörter zwar keine Geschichten mehr trugen, aber wenigstens noch als Klang, als Rhythmus in ihr lebten, und dass sie sterben würde, wenn auch diese Klänge verstummten.

Eines Morgens erhielt sie wie alle anderen eine Einladung zu einer Informationsveranstaltung über die neue Phase der „Affektglättung“, die bald allgemein eingeführt werden sollte, und als sie das Schreiben ansah, fiel ihr auf, dass die Sprache darin noch leerer war als sonst, dass kein Satz mehr eine Spur von Bedeutung trug, dass es reine Hüllen waren, die nichts enthielten, und sie verstand, dass man nicht nur die Phantasie töten wollte, sondern auch den Rest der Sprache, und dass es bald keine Wörter mehr geben würde, mit denen man etwas anderes als das Notwendige sagen konnte.

An diesem Abend ging sie in ihr Zimmer, setzte sich auf den Stuhl, legte die Hände auf den Tisch und schloss die Augen, und suchte in sich nach dem Wort, das ihre Großmutter einst gesagt hatte, dem ersten Wort des Märchens, das sie nie ganz behalten hatte, und sie fand es nicht, es war verschwunden, ausgelöscht, und sie wusste, dass sie es nie wieder finden würde, und in diesem Wissen spürte sie, wie etwas in ihr erlosch, ein Licht, das klein gewesen war und doch alles getragen hatte, und sie saß

da, lange, reglos, und sie wusste, dass sie jetzt zu der Welt gehörte, die keine Geschichten mehr kannte.

Kapitel 3

Memorandum der Zentralen Kommission für Affekt- und Phantasiekontrolle

Betreff: Bewertung der Restbestände phantasiegeprägter Kognition in der Bevölkerung

Datum: [standardisiert]

Verteiler: Ministerium für Ordnung und Stabilität, Unterausschuss Semantik, Direktorium Kühlung

1. Einleitung

Seit der Implementierung der technokratischen Grundordnung vor [XX] Jahren konnte eine signifikante Steigerung von Stabilität, Effizienz und gesellschaftlicher Kohäsion festgestellt werden. Mit den Maßnahmen zur Rationalisierung des Denkens, der Sprache und der Affektsteuerung wurden die wesentlichen Risikofaktoren für soziale Unruhe erfolgreich neutralisiert.

Die Analysen der letzten fünf Planperioden zeigen jedoch: In Einzelfällen bestehen weiterhin Reste sogenannter „phantasiegeleiteter Denkmuster“. Diese treten nicht mehr massenhaft auf, sind aber statistisch messbar. Sie äußern sich in vereinzelter Erinnerung, sprachlichen Restbeständen und nicht-funktionalen kognitiven Abläufen.

Das vorliegende Gutachten dient der systematischen Erfassung, Bewertung und Kategorisierung dieser Restbestände sowie der Ableitung von Maßnahmen zur vollständigen Eliminierung.

2. Problemstellung

2.1 Definition

Unter „Phantasie“ verstehen wir jede Form kognitiver Tätigkeit, die:

nicht auf unmittelbare Funktionserfüllung gerichtet ist,

mehrdeutige, nicht überprüfbare Inhalte hervorbringt,

affektive Zustände über das erforderliche Maß hinaus stimuliert.

Phantasie unterscheidet sich von analytischer Vorstellungskraft dadurch, dass sie

nicht zielgerichtet operiert, sondern offene, nicht rational überprüfbare Muster erzeugt.

2.2 Risikocharakter

Historische Untersuchungen zeigen, dass phantasiegeprägte Systeme regelmäßig zu Instabilität führten. Exemplarisch:

Religiöse Mythen führen zu sektiererischen Bewegungen, Gewaltkonflikte.

Politische Utopien führen zu Revolutionen, Systembrüchen, Massenopfern.

Ästhetische Strömungen führen zu Mobilisierung nicht-funktionaler Emotionen, Schwächung kollektiver Disziplin.

Das Risiko ergibt sich aus dem unberechenbaren Charakter der Phantasie: Ihr Nutzen (Innovation, Kreativität) ist punktuell, begrenzt und durch technokratische Verfahren substituierbar. Ihr Schaden (Instabilität, Affektüberschuss) ist strukturell, wiederkehrend und nicht kalkulierbar.

3. Analyse

3.1 Statistische Erhebungen

In den letzten Erhebungen zur „Affekt- und Kognitionshygiene“ wurden 12,6 % der

Bevölkerung mit Restspuren phantasiegeprägter Aktivität registriert. Davon:

8,2 %: flüchtige, nicht sprachlich artikuliere Impulse (Träume, Tagreste).

3,1 %: sprachliche Restbestände (Metaphern, Märchenfragmente, unvollständige Erzählungen).

1,3 %: persistente Anomalien (kreative Handlungen, Zeichnen, Erfinden von Geschichten).

Die Tendenz ist rückläufig, jedoch zeigt sich ein Plateau bei ca. 10 %, das durch bisherige Maßnahmen nicht unterschritten wurde.

3.2 Beobachtungen

Kinder im Alter von 4-7 Jahren weisen überdurchschnittliche Restaktivität auf. Dies legt nahe, dass Phantasie ein entwicklungstypisches Phänomen ist, das durch frühzeitige Intervention kontrolliert werden muss.

Ältere Personen (über 60 Jahre) zeigen mitunter Erinnerungsfragmente aus vor-technokratischer Zeit. Diese sind isoliert, aber symbolisch aufgeladen.

Einzelne Erwachsene (0,7 %) weisen spontane, unerklärliche Aktivierungen auf, deren Auslöser unklar sind (visuelle oder akustische Stimuli, zufällige Gedankengänge).

3.3 Klassifikation

Die Kommission schlägt folgende Kategorisierung vor:

Typ A („Relikte“): kurze, folgenlose Erscheinungen, kein Interventionsbedarf.

Typ B („Fragmente“): sprachliche oder bildhafte Reste, moderate Intervention empfohlen.

Typ C („Anomalien“): systematische Wiederkehr, aktive Phantasietätigkeit, hohe Gefährdungslage, sofortige Behandlung erforderlich.

4. Schlussfolgerungen

Phantasie ist kein harmloses Nebenprodukt, sondern ein latentes Risiko, vergleichbar mit einer schlafenden Krankheit. Sie kann jederzeit reaktiviert werden, sofern äußere Bedingungen dies begünstigen.

Die bisherigen Maßnahmen (Rationalisierung der Sprache, Standardisierung der

Bildung, Kontrolle affektiver Inhalte in Medien) waren erfolgreich, reichen aber nicht aus, um eine vollständige Tilgung zu gewährleisten.

Ziel muss die endgültige Eliminierung aller phantasiegeprägten Denkmuster sein. Nur so kann die erreichte Stabilität irreversibel gesichert werden.

5. Maßnahmenkatalog

Die Kommission empfiehlt die Umsetzung eines dreistufigen Programms:

5.1 Erste Stufe: Affektglättung (laufend)

Breitenwirksame Einführung affektstabilisierender Routinen (Schlafarchitektur, Ernährungsmodulation).

Korrektur von Ausreißern über standardisierte neurochemische Eingriffe.

Verbot nichtstandardisierter kultureller Inhalte (z. B. alte Märchen, Lieder, Kunstwerke).

5.2 Zweite Stufe: Kühlung (Pilotprojekte)

Gezielte Senkung der affektiven Grundtemperatur.

Reduktion euphorischer wie depressiver Spitzenwerte.

Ziel: gleichmäßiger, flacher Affektverlauf, keine Voraussetzung für phantasiegeleitete Aktivität mehr vorhanden.

Erste Pilotgruppen berichten von hoher Zufriedenheit, gesteigerter Leistungsfähigkeit und Entlastung von unproduktiven inneren Bildern.

5.3 Dritte Stufe: Kulturelle Nullstellung (Vorbereitung)

Systematische Entfernung verbliebener narrativer Bestände aus Archiven.

Einführung einer sprachlichen Revision, die metaphorische Strukturen eliminiert.

Umstellung der Bildungscurricula auf reine Funktionalgrammatik.

Langfristig: vollständige kulturelle Tilgung von Erzählstrukturen, Mythen, Märchen, Gedichten.

6. Empfehlung an das Direktorium

Die Kommission empfiehlt einstimmig:

Die breite Einführung der Stufe „Kühlung“ binnen der nächsten beiden Planperioden.

Die vorbereitende Arbeit an der kulturellen Nullstellung unverzüglich einzuleiten.

Parallel dazu eine verstärkte Überwachung von Kindern im Entwicklungsalter durchzuführen.

Die Kommission weist darauf hin, dass es keine belastbaren Argumente für die Beibehaltung von Restphantasie gibt. Ihre Risiken übersteigen ihren Nutzen in jedem dokumentierten Fall.

Zusammenfassung:

Phantasie ist ein nicht-tragfähiges Erbe. Ihre Eliminierung ist nicht nur möglich, sondern notwendig. Die Gesellschaft hat den Punkt erreicht, an dem sie auf Phantasie verzichten kann, ohne auf Innovation oder Fortschritt verzichten zu müssen. Rationalität ersetzt Kreativität vollständig. Stabilität ersetzt Sehnsucht.

Kapitel 4

Er hieß Jorin und war sechs Jahre alt, was in jener Gesellschaft nichts Besonderes bedeutete, weil man das Alter nicht mehr

in Jahresringen von Erfahrungen und Erinnerungen maß, sondern in standardisierten Entwicklungsschritten, die jedes Kind durchlaufen musste, damit es später ohne Abweichungen in die große Ordnung der Erwachsenenwelt eintrat, und doch war dieses Alter, das in den Tabellen und Berichten nur als ein Übergang zwischen Frühförderung und kognitiver Stabilisierung erschien, in seinem Inneren ein Raum voller Stimmen und Bilder, die er selbst nicht verstand und die ihm niemand erklären konnte, weil man längst aufgehört hatte, Kindern etwas anderes zuzutrauen als die fehlerfreie Nachahmung der vorgegebenen Muster.

Jorin saß an einem jener Tische, die in langen Reihen in den Schulräumen aufgestellt waren, und die Oberfläche des Tisches war glatt und weiß, so glatt, dass kein Strich darauf haften konnte, und die Geräte, die man den Kindern gab, waren so eingestellt, dass sie nur die zulässigen Formen erzeugten, Kreise, Rechtecke, Linien, die alle in der Datenbank erfasst und sofort kontrolliert wurden, damit nichts Unvorhergesehenes entstand, doch an diesem Morgen,

an dem etwas geschehen sollte, das ihn von allen anderen unterschied, hatte Jorin heimlich ein kleines Stück Kohle in die Tasche gesteckt, das er auf dem Heimweg gefunden hatte, vielleicht von einem Bauarbeiter fallen gelassen, vielleicht einfach ein Rest, der durch die Raster gefallen war, und für ihn war dieses Stück keine Materie, sondern ein Versprechen, ohne dass er sagen konnte, wieso.

Während die anderen Kinder die vorgegebenen Formen auf die gläsernen Tafeln zeichneten, zog Jorin die Kohle hervor, legte sie an das Papier, das eigentlich nur für Notizen gedacht war, und begann, eine Gestalt zu formen, die nicht in den Anleitungen stand, nicht in den Katalogen oder den Datenbanken, und er wusste nicht, was es war, nur dass es ihm vertraut war, als hätte er es schon einmal gesehen, nicht mit den Augen, sondern in einem Traum, von dem er nicht wusste, dass er ihn geträumt hatte, und er malte Ohren, die größer waren, als sie hätten sein dürfen, und Augen, die glänzten, obwohl er sie nur mit schwarzen Linien füllte, und einen Schwanz, der sich schlängelte, ohne dass er wusste, wo-

hin er führte, und als er fertig war, sah er ein Tier vor sich, das niemand benennen konnte, weil es nicht benennbar war, und doch war es lebendig, zumindest in ihm.

Die Lehrerin, die den Raum überwachte, bemerkte, dass Jorin nicht an seinem Terminal arbeitete, und sie trat an seinen Tisch, blickte auf das Papier, und sie erschrak nicht laut, sie rief nicht aus, doch ihr Gesicht veränderte sich, so wie Gesichter sich veränderten, wenn sie mit etwas konfrontiert wurden, das sie nicht kannten, und sie nahm das Blatt in die Hand, betrachtete es lange, als wollte sie eine Kategorie finden, in die es passte, und sie fragte ihn schließlich, mit einer Stimme, die ruhig klang, aber einen Unterton trug, der für ihn nicht zu deuten war: „Woher kennst du dieses Tier?“, und er antwortete, ohne nachzudenken: „Ich habe es gesehen“, was keine Erklärung war und doch alles sagte.

Die Lehrerin brachte das Blatt zur Aufsicht, und bald standen zwei Erwachsene in weißen Kitteln vor seinem Tisch, die ihm Fragen stellten, einfache Fragen, die doch schwer waren, weil sie etwas suchten, das er nicht geben konnte: „Hast du dieses Tier

geträumt? Hast du es in einem Buch gesehen? Hat dir jemand davon erzählt?“ – und Jorin schüttelte nur den Kopf, er wusste nicht, wie er antworten sollte, weil für ihn das Tier einfach da war, so selbstverständlich wie die Luft, die er atmete, und er begriff nicht, warum sie ein Problem darin sahen, und während sie sich berieten, sah er auf seine Hände, die schwarz waren von der Kohle, und er dachte, dass vielleicht nicht das Tier, sondern seine Hände das Geheimnis waren.

Die Erwachsenen erklärten ihm, dass er nichts falsch gemacht habe, dass sie nur verstehen müssten, woher die Form komme, und sie nahmen das Blatt mit, ohne ihm zu sagen, was damit geschehen würde, und er blieb zurück an seinem Tisch, zwischen den glatten Terminals, die nichts als Kreise und Rechtecke zeigten, und er fühlte eine Traurigkeit, die er nicht benennen konnte, weil er das Wort dafür nicht kannte, aber die in ihm saß wie ein Stein im Wasser, der alles verdrängte, was leicht war.

Am Abend erzählte er zu Hause nichts davon, weil er spürte, dass es nicht erzählt

werden durfte, und doch sah er das Tier immer wieder vor sich, wenn er die Augen schloss, und er begann, in Gedanken mit ihm zu sprechen, als wäre es sein Freund, und das Tier antwortete nicht mit Worten, sondern mit Bildern, die in ihm aufstiegen: Wälder, die er nie betreten hatte, Flüsse, die er nie gesehen hatte, ein Himmel voller Sterne, die nicht in den Simulationen der Wohnanlage vorkamen, und er wusste nicht, dass das, was er erlebte, das war, was man früher Phantasie genannt hatte, er wusste nur, dass er nicht allein war.

Die Lehrer und Aufseher führten noch weitere Gespräche mit ihm, und sie zeigten ihm Bilder von realen Tieren aus der Datenbank, damit er sein Tier zuordne, doch er schüttelte immer wieder den Kopf, weil keines passte, nicht die Katze, nicht der Hund, nicht der Fuchs, nicht der Vogel, und er sagte jedes Mal: „Es ist nicht das“, und sie notierten, dass er resistent sei gegen Kategorisierung, und sie stuften ihn als Fall „Typ C“ ein, als Anomalie, die beobachtet werden müsse, und er verstand nicht, dass er ein Fall geworden war, er war nur ein Kind, das ein Tier gezeichnet hatte.

In den folgenden Tagen durfte er keine Kohle mehr benutzen, kein Papier, nur noch das Terminal, und er tat, was man ihm sagte, doch in seinem Kopf war das Tier weiter bei ihm, es wuchs, es bewegte sich, es lief neben ihm her, wenn er nach Hause ging, es legte sich neben ihn, wenn er im Bett lag, und es flüsterte ihm Bilder zu, die er nicht verstand, die ihn aber trösteten, weil sie ihn an etwas erinnerten, das größer war als die Gänge, die Türen, die Lichter in der Decke.

Die Erwachsenen beschlossen, ihn in das Programm der frühen Kühlung aufzunehmen, weil man hoffte, die Phantasie noch in diesem Stadium zu löschen, bevor sie Wurzeln schlug, und sie erklärten ihm, dass er bald ruhiger schlafen würde, dass er keine unruhigen Bilder mehr haben würde, dass er klarer denken und besser lernen könne, und er nickte, weil er es nicht anders konnte, aber in ihm weinte etwas, das nicht weinen konnte, weil es keine Tränen hatte, und dieses Etwas war das Tier, das ihm zuflüsterte: „Vergiss mich nicht.“

Er wusste, dass er es vergessen würde, sobald die Kühlung begann, und er ver-

sprach sich selbst, dass er in der letzten Nacht, die ihm noch blieb, das Tier noch einmal ganz deutlich sehen würde, dass er es anschauen und seinen Namen herausfinden würde, den Namen, den er noch nie ausgesprochen hatte, und er lag lange wach, sah es neben sich, schwarz und doch voller Licht, groß und doch voller Zärtlichkeit, und er fragte leise: „Wie heißt du?“, und er hörte keine Antwort, nur ein Rauschen, das wie der Wind in Bäumen klang, die er nie gesehen hatte, und er schlief ein, während das Rauschen in ihm weiterging.

Am nächsten Morgen begann das Programm, und sie gaben ihm eine Flüssigkeit zu trinken, die geschmacklos war, und sie legten ihn in ein Bett, das warm war, und sie sagten ihm, er solle ruhig bleiben, und er nickte, und während er die Augen schloss, sah er noch einmal das Tier, das ihn ansah, und er dachte: „Es ist schön“, und dann wurde alles weiß – dann wurde alles still.

Kapitel 5

Er war alt, älter als die meisten, die noch arbeiteten, und vielleicht war er nur deshalb noch im Dienst, weil seine Arbeit in den Kellern des Archivs niemandem wirklich auffiel, da die höheren Stellen längst damit beschäftigt waren, die Berichte der Kommissionen zu prüfen und die Fortschritte der „Kühlung“ zu verkünden, während er, ein Mann mit gebeugtem Rücken und langsamen Schritten, zwischen Regalen stand, die nur noch wenige betraten, und in denen Reste von Akten lagerten, die irgendwann hätten vernichtet werden sollen, die aber aus Gründen, die niemand überprüft hatte, noch dort standen, als warteten sie darauf, dass jemand sie ein letztes Mal ansah, und wenn er morgens das Licht der schmalen Deckenleuchten einschaltete, die die Gänge in ein blasses, funktionsgerechtes Dämmerlicht tauchten, hatte er manchmal das Gefühl, als ginge er durch die Schichten seines eigenen Gedächtnisses, das ebenso geordnet und ebenso ausge-

dünnt war wie die Kartons, die er nummerierte, etikettierte und abtrug.

Er hatte Jahrzehnte damit verbracht, Texte zu sichten, zu glätten oder auch zu verwerfen, und er hatte es nie hinterfragt, weil er davon überzeugt gewesen war, dass Sprache, so wie sie früher existierte, voller Gefahren war, Mehrdeutigkeiten beinhalten und mit unnötiger Aufladungen waren, die manche Menschen aus dem Gleichgewicht brachten, und er hatte sich selbst oft gesagt, dass es ein Verdienst sei, Wörter zu entfernen, Metaphern zu streichen, Bilder auszulöschen, so wie man Unkraut jätet, damit der Garten rein und ordentlich bleibt, und dass die Gesellschaft ihm dankbar sein müsste für diese unscheinbare, aber notwendige Arbeit, bei der der höchste Lohn in der Abwesenheit von Geräusch bestand, in jenem lautlosen Nicken des Systems, das zufriedener war, je weniger man von ihm hörte.

Doch an jenem Tag, als er in einem unscheinbaren Umschlag ein Stück Papier fand, das offenbar in den Ordnungen vergessen worden war, fühlte er zum ersten Mal seit langer Zeit, dass etwas nicht

stimmte, nicht weil er verstand, was er vor sich hatte, sondern weil er spürte, dass dieses Blatt nicht in die Kategorien passte, die er kannte, und weil seine Hand zögerte, bevor er es weglegte, und er sich selbst dabei ertappte, dass er es herausnahm und glattstrich, obwohl er wusste, dass man solche Funde sofort melden und vernichten musste, und die Überraschung darüber, dass ihn eine Handbewegung verriet, die nicht vorgesehen war, erschien ihm beinahe größer als der Fund selbst, denn die Finger erinnerten sich, bevor der Kopf begriff, und der Kopf befahl, bevor das Herz zu sprechen wagte.

Es war ein Gedicht, handschriftlich, mit Streichungen, Korrekturen und mehrfachen Ansätzen, so als hätte jemand darum gerungen, die Worte in eine Form zu bringen, und als er die Schrift betrachtete, die ungleichmäßig war, manchmal fast fahrig, zuweilen mit einem Druck, der das Papier durchdrang, fragte er sich, warum jemand so viel Mühe auf etwas verwendet hatte, das doch keinen Zweck erfüllte, und warum dieses Blatt hier lag, zwischen Protokollen und Formularen, als hätte es jemand ab-

sichtlich gerettet oder zufällig vergessen, und er wusste nicht, was beunruhigender war, der Zufall oder die Absicht, denn beides deutete auf einen Willen hin, der sich dem Raster entzogen hatte, und der Gedanke, dass irgendwo noch ein Wille existierte, der nicht verzeichnet war, ließ eine kaum hörbare Erschütterung durch seine ruhigen Routinen gehen.

Er las die ersten Zeilen, und er verstand sie nicht, weil sie nichts aussagten, was man prüfen oder anwenden konnte, sondern nur Bilder aneinanderreichten, die für ihn und in diesem Augenblick keinen Sinn ergaben, und er dachte, dass es vielleicht ein Überbleibsel aus einer Zeit war, in der man Sprache noch nicht vollständig diszipliniert hatte, und er fragte sich, wozu man so etwas Kleines hätte bewahren wollen, zu welchem Zweck, in welchem Archiv, in welchem Kopf, und er fand keine Antwort, denn die Antworten, die er gelernt hatte, waren Rechenarten, und die Fragen, die das Blatt eröffnete, waren von jener Art, die nicht nach einer Zahl verlangten, sondern nach einem Blick, der länger hielt als die Aufgabe, und gerade das machte ihn unsi-

cher, weil er längst verlernt hatte, Blicke zu halten, die nicht gezählt wurden.

*Ein Baum stand am Fluss,
und niemand wusste,
ob er das Wasser spiegelte
oder ob das Wasser ihn erfand.*

*Der Wind ging über das Feld,
und niemand fragte,
ob er die Halme bewegte
oder ob die Halme ihn gebaren.*

*Die Vögel riefen nicht,
sie warteten nur,
bis ein Wort in den Himmel fiel
und dort eine Spur hinterließ.*

Er legte das Blatt beiseite, nahm es wieder auf, legte es erneut beiseite, und er bemerkte, dass sich in ihm eine kindische und deshalb gefährliche Neugier regte, die er aus seinem Leben ausgeschlossen hatte, und beim zweiten Lesen fiel ihm auf, dass es nicht um Tatsachen ging, sondern um Fragen, Fragen, die niemand stellte, weil niemand mehr fragte, ob ein Baum das

Wasser spiegele oder das Wasser den Baum erfinde, und er erschrak über den Gedanken, dass dies eine Unterscheidung sei, die niemandem etwas nützte und die doch in ihm etwas bewegte, als habe er für einen Augenblick vergessen, was Nutzen war, und in dieser winzigen Verdrängung des Nutzens lag eine Art von Leere, die nicht kalt war, sondern warm, weil sie Raum schuf, und das erschreckte ihn stärker als jede Kontrollmeldung.

Beim dritten Lesen glitten seine Augen über die Streichungen, und er dachte, vielleicht seien die Streichungen wichtiger als die Worte selbst, vielleicht sei das Zögern der eigentliche Sinn, das wiederholte Ansetzen, der Druck der Hand, der die Faser des Papiers verletzte, und er stellte sich vor, wie der Unbekannte über der Zeile gesessen hatte, die Stirn gesenkt, das Ohr auf den inneren Lärm gelegt, den er nicht loswurde, und er fühlte eine Nähe, die ihn verlegen machte, weil Nähe in seiner Welt nur als Funktion vorkam, nie als Berührung, und er sah in der schiefen Linie eines durchgestrichenen Spiegels eine ganze Biographie aufleuchten, nicht als Geschich-

te, sondern als Atem, der einmal schneller, einmal langsamer ging.

Er begann, sich Kontexte zu erschließen, obwohl er nicht wusste, wie man das tat, denn er war es gewohnt, Texte zu entkernen, nicht zu deuten, und er dachte, dass vielleicht der Baum und der Fluss nicht wirklich Baum und Fluss waren, sondern etwas anderes, das sich gegenseitig hervorbrachte, eine Ordnung ohne Anfang, und dass vielleicht der Wind und das Feld nicht nur Natur benannten, sondern jene Bewegung, in der Ursache und Wirkung ihre Plätze tauschten, und er verstand nichts, wirklich nichts, aber er spürte, dass es nicht egal war, ob er las oder nicht, so wie es nicht egal ist, ob man atmet oder bloß die Atemzüge zählt, und er erschrak über die Selbstverständlichkeit, mit der er bisher gezählt und nicht gelebt hatte.

Als Schritte im Gang hallten, faltete er das Blatt so rasch, dass eine neue Falte diagonal durch die zweite Strophe lief, und er schob es unter einen neutralen Umschlag, dessen Etikett in grauen Ziffern eine längst erledigte Registratur aufwies, und ein junger Kollege, dessen Gesicht den glatten

Ausdruck trug, der aus der richtigen Dosierung von Ruhe und Ehrgeiz besteht, steckte den Kopf zur Tür herein, stellte eine Frage nach einem Ablieferungsschein, erhielt seine Antwort und ging wieder, ohne den Raum wirklich gesehen zu haben, und der Alte blieb zurück mit dem pochenden Bewusstsein, dass die Unachtsamkeit der anderen ihm einen Schutz bot, den er nie gesucht hatte, und dass die Welt ihn an dieser Stelle ausnahmsweise in Ruhe ließ, weil sie an anderer Stelle zu sehr mit sich selbst befasst war.

Am Abend nahm er das Blatt mit nach Hause, obwohl er wusste, dass es gefährlich war, und er legte es neben sein Bett, und er las es immer wieder, als suche er nach einem Schlüssel, und er fand keinen, aber er merkte, dass die Worte in ihm nachhallten, wie ein Ton, den man nicht mehr hört und der doch im Körper bleibt, und er fühlte sich wach, wacher, als er sich seit Jahren gefühlt hatte, ohne dass er sagen konnte, was er nun mehr wusste als zuvor, und vielleicht war es gerade dieses Nicht-Wissen, das ihn wacher machte, denn Wissen hatte ihn beruhigt, und Unwissen hob

ihn an einen Rand, an dem die Dinge plötzlich Konturen bekamen, die nicht in den Verzeichnissen standen.

In der Nacht, als die Anlage die Temperatur absenkte und die Panee das standardisierte Dunkel ausgaben, das niemals ganz schwarz war, weil völlige Dunkelheit als psychologisch unökonomisch galt, hörte er das ferne, gleichmäßige Rauschen der Lüftung und die eigenen, älter gewordenen Atemzüge, und er dachte an den ersten Vers, an den Baum am Fluss, und er stellte sich vor, wie es wäre, wenn das Wasser nicht spiegelte, sondern erfand, und er erappte sich bei dem lächerlich anmutenden Versuch, darüber eine Notiz zu machen, und er schrieb, mit ungelenker Hand, ein einziges Wort an den Rand des Blattes, ein Wort, das er seit Jahren nicht mehr benutzt hatte, weil es in keinem Formular vorkam, nämlich „Vielleicht“, und das „Vielleicht“ stand da wie ein Kiesel auf einem Parkett, das jeden Fremdkörper hasst, und er ließ es stehen, obwohl er das Bedürfnis spürte, es sofort zu tilgen.

Am nächsten Tag nahm er das Gedicht wieder mit in den Keller, nicht weil dort ein

besserer Ort gewesen wäre, sondern weil der Keller der einzige Ort war, an dem er es öffentlich verbergen konnte, und er überzeugte sich, dass die Kameras in seinem Gang seit Monaten eine Fehlkalibrierung aufwiesen, die keiner priorisiert hatte, und er legte das Blatt unter eine Mappe, die er häufig benutzte, und begann seine Arbeit, und doch arbeitete er nicht, denn er hörte innerlich die Vögel aus der dritten Strophe, die nicht riefen, sondern warteten, bis ein Wort in den Himmel fiel, und er fragte sich, ob vielleicht das Schweigen selbst die Handlung war, die früher ein Ruf gewesen wäre, und ob früher die Welt so gebaut war, dass ein gefallenes Wort eine Spur am Himmel hinterließ, und ob jetzt nur noch die Instrumente Spuren hinterließen und die Worte keine.

In der Mittagspause wagte er eine Probe, so unscheinbar, dass sie im Rückblick wie ein Streich wirken mochte, doch für ihn war sie eine Grenzüberschreitung, denn er nahm einen Ausdruck, der für die Vernichtungsfreigabe vorgesehen war, und füllte ihn vollständig korrekt aus, nur ließ er das Feld „Bezug“ leer, indem er einen Strich

setzte, der so fein war, dass er wie ein Fehler der Druckerwalze wirkte, und er heftete den Ausdruck in jene Schublade, die täglich von einer automatisierten Hand ausgeräumt wurde, und er wusste, dass das leere Feld eine Prüfung auslösen konnte, und dass die Prüfung mit hoher Wahrscheinlichkeit ergab, dass der Vorgang ins System zurückgeworfen wurde, wo er unterging, und in diesem Untergang lag sein winziger Plan, der keiner war, denn er beabsichtigte nichts als ein Aufschub, und Aufschub war das Maximum an Widerspruch, das seine Erregung ertrug.

Am Abend, allein mit dem Blatt Papier in seiner Hand, las er es erneut, diesmal langsamer, und er versuchte, die Streichungen zu entziffern, als wären sie ein palimpsestartiger Untertext, und er meinte, in der ersten Strophe ein gestrichenes „oder“ über dem „ob“ zu erkennen, und diese minimale Verschiebung zwischen zwei kleinen Wörtern, die beide Möglichkeiten öffnen, erschien ihm plötzlich wie ein Abgrund, der das Denken frei machte, nicht weil er hineinfallen wollte, sondern weil er verstand, dass die Wahl zwischen „oder“

und „ob“ die Richtung eines Lebens verändern konnte, wenn man sie zu nahe an den Atem ließ, und er schnitt den Gedanken ab, weil er spürte, wie ihm schwindelte, und lachte wieder leise, diesmal ohne Angst, denn was sollte man einem alten Mann nehmen, der lachte, wenn auch ohne Grund.

Er erinnerte sich, wie er vor Jahren ein Konvolut von Kinderzeichnungen vernichtet hatte, nicht aus Bosheit, sondern aus seiner Pflicht heraus, und wie ihn damals eine der Zeichnungen, ein unsauberer Kreis mit zwei Punkten und einem Strich an ein Gesicht erinnerte hatte, das ihn ansah, und wie er den Blick mit der Geste weggewischt hatte, die man sich in diesen Räumen angewöhnte, eine Mischung aus Eifer und Hygiene, und während die Erinnerung an die Kante des Metallkorbes stieß, in dem die Papiere verschwanden, begriff er, dass es keine unschuldigen Gesten gab, wenn sie gegen etwas gerichtet waren, das keine Verteidigung besaß, und dass er sein Leben damit zugebracht hatte, Dinge zu entfernen, die schwach waren, und dass die Stärke, die er darin geübt hatte, im Grunde eine

Feigheit war, die vor der Unbestimmtheit floh.

Am darauf folgenden Morgen stand der junge Kollege wieder in der Tür, diesmal mit einem Protokoll, auf dem eine kleine rote Markierung leuchtete, und fragte beiläufig, ob in dieser Kellerzone in den letzten Wochen Unregelmäßigkeiten aufgetreten seien, da ein Stapel Vernichtungsfreigaben einen Validierungsrücklauf erhalten habe, und der Alte hob den Blick, schob die Brille höher, und sagte, in dem Ton, den er Jahrzehnte geübt hatte, um jede Schattierung zu neutralisieren, dass ein Drucker in der Nachtschicht Schlieren werfe, aber die Wartung bereits avisiert sei, und der junge Mann nickte, lächelte das schmale, professionelle Lächeln, das man für eine freundlichere Variante des Misstrauens hielt, und verschwand, während der Alte spürte, wie ihm das Herz gegen die Rippen klopfte, nicht aus Schuld, sondern aus einer seltsamen Mischung von Furcht und Heiterkeit, wie sie Kinder haben, die ein Geheimnis tragen, das niemand sieht.

Er setzte sich, zog das Blatt näher, und er spürte plötzlich den Wunsch, es zu ver-

nichten, nicht um es loszuwerden, sondern um zu verhindern, dass es irgendwen ver-
rate, ihn oder den Unbekannten, der es ge-
schrieben hatte, doch als er die Ecke des
Papiers zwischen Finger und Daumen
nahm, merkte er, dass die Geste nicht ge-
lingen wollte, dass seine Hand nicht den
Willen fand, geringfügig zu zerreißen, und
dass in dieser kleinen Unfähigkeit eine
Wahrheit lag, die größer war als die Vor-
schrift, und er legte das Blatt zurück, atme-
te lange aus, und sagte, kaum hörbar, ein
zweites Mal das Wort, das er am Rand no-
tiert hatte, „Vielleicht“, und das Wort
machte den Raum nicht größer, aber ihn
weniger eng.

In den folgenden Tagen wiederholte er
ein Ritual, das niemand sah und das des-
halb wirksam war, denn die unsichtbaren
Dinge sind die wirksamsten, und das Ritual
bestand darin, dass er morgens, bevor er
die Lichter einschaltete, die Hand auf den
Umschlag legte, als prüfe er die Tempera-
tur, und abends, bevor er die Lichter wieder
ausschaltete, eine Zeile aus dem Gedicht
leise las, nicht, um sie zu lernen, sondern
um zu merken, dass er sie nicht vergaß,

und in diesem Nichtvergessen lag ein Anspruch, den niemand gestellt hatte, und eine Treue, die keinem Herrn galt, und er lächelte darüber, dass Treue ohne Herrn die angenehmste Form der Aufsässigkeit sein könnte.

Einmal, als die Schritte einer Inspektion näher kamen, hart und sicher, mit jenem Takt, den gute Schuhe auf gutem Linoleum haben, schob er den Umschlag in eine Schublade mit metallener Front, deren Griff seit Jahren klemmte, und genau dieser Fehler rettete ihn, denn als die Inspektion in den Raum trat und höflich um Einsicht in die Rückstände bat, zog er, in der Routine einer Demonstration, zuvorderst jene Schublade auf, die aus Gewohnheit schwer aufging und deshalb eine winzige Verzögerung erzeugte, während der Blick der Inspektoren reflexhaft in die offene Kiste neben der Schublade glitt, wo die erwartbaren Restakten lagen, ordentlich und verlässlich, und diese eine Sekunde reichte, um den Umschlag unter einem Stapel entwerteter Registernummern zu versenken, und am Ende verließ die Inspektion den Raum mit einem Bemerkungsstrich in der Check-

liste, der „in Ordnung“ bedeutete, und für ihn hatte sich diese eine Sekunde wie ein ganzes Jahr angefühlt.

Abends, zu Hause, saß er auf dem Stuhl, der schon frühere Sitze in seinem Leben überlebt hatte, und er dachte, dass die dritte Strophe vielleicht die wichtigste sei, nicht wegen der Vögel, die nicht riefen, sondern wegen des Wortes, das in den Himmel fiel, und er fragte sich, ob Worte früher von selbst gefallen seien, ohne Befehl, ohne Zweck, und ob sie Spuren hinterlassen hätten, die man mit Augen sehen konnte oder nur mit jener alten, abgeschafften Innerlichkeit, die man Phantasie nannte, und er gestand sich, dass er es nicht wisse, weil er dort nicht gelebt hatte, und dass ihn genau dieses Nichtwissen an die Kante eines sehr leisen Staunens brachte, das keine Forderung kannte, und er schloß ein mit dem Blatt auf der Brust, als sei es ein Taschenbuch aus einer Zeit, in der Papier noch den Duft der Luft annahm.

Als die Entscheidung nahte, die er immer weiter verschoben hatte, nämlich ob er das Gedicht dem System übergab, um es formgerecht tilgen zu lassen, oder ob er es,

entgegen allem, was er war, bewahrte, wählte er das Dritte, von dem er nicht gewusst hatte, dass es existierte, und das darin bestand, das Blatt weder zu behalten noch zu vernichten, sondern es zu versenken, nicht als Ablage, sondern als Setzung, an einer Stelle, an der es wiedergefunden werden konnte von jemandem, der nicht suchte, und er öffnete ein altes, kaum mehr benutztes Register der „Grauzonenfälle – historische Bestände“, in dem die Kategorien so unklar waren, dass jede Klarstellung mehr Schaden als Ordnung gestiftet hätte, und er legte das Blatt in eine Mappe, deren Rücken längst gebrochen war, und versah den Rücken mit einer Nummer, die zwischen zwei Sequenzen lag, wie ein Atemzug zwischen zwei Sätzen, und er schrieb in die schlanke Zeile der Inhaltsübersicht ein einziges Wort, das so unscheinbar war, dass es als Fehler gelten konnte, nämlich „Feld“.

Er trat zurück, sah die Mappe in dem Fach, das niemand freiwillig öffnete, und ihm war, als habe er keinen Akt der Auflehnung vollzogen, sondern nur eine Gerechtigkeit, deren Maß er nicht erklären konnte,

und er spürte eine Müdigkeit, die nicht von der Arbeit kam, sondern von der Nähe zu etwas, das er nicht benennen durfte, und er setzte sich auf den Hocker, legte die Hände auf die Knie und blickte auf die Decke, deren Leuchten leise summten, und das Summen war ihm in diesem Augenblick lieber als jedes Wort, weil es nichts verlangte, und er dachte, ohne Furcht, dass er alt genug sei, um nichts mehr zu fürchten außer der Möglichkeit, dass alles, was er getan hatte, ungeschehen sei in dem Sinn, dass es niemanden entlastet habe.

Später, im Halbdunkel seiner Kammer, schrieb er auf ein neutrales Blatt, das niemandem auffallen würde, mit der gleichen un gelenken Hand, die „Vielleicht“ an den Rand der Strophe gesetzt hatte, einen letzten Satz, der kein Satz war, sondern eine Notiz an einen Fremden, der vielleicht nie kommen würde, und der Satz lautete, in der knappsten Form, zu der er fähig war: „Wenn du dies liest, lies langsam“, und er legte die Notiz nicht zum Gedicht, sondern in eine andere Mappe, die in einem anderen Gang stand, als wollte er die Wahrscheinlichkeit des Zufalls erhöhen, und er lächelte

über die Logik seines Aberglaubens, der keiner war, und löschte das Licht.

Als die Einführung der breiten Kühlung einen Monat später in den Kellern anlangte, nicht als Schock, sondern als eine sehr freundliche Welle, die alles glättete, was noch hervorstand, und als er zum ersten Mal spürte, wie seine schärferen Kanten sich abrundeten, nicht unangenehm, eher wie eine Erleichterung, als würde ihm jemand eine Last von den Schultern nehmen, die er nie benannt hatte, ging er ein letztes Mal den Gang entlang, in dem das Fach mit der gebrochenen Mappe stand, und er blieb nicht stehen, weil es nicht nötig war, denn die Dinge waren an ihrem Ort, und der Ort war an der Zeit, und die Zeit war ohne Dringlichkeit, und er dachte nichts, zumindest nichts, das als Gedanke erkennbar gewesen wäre, und in dieser sanften, völlig plausiblen Ruhe begriff er nichts mehr von Bäumen und Flüssen, nichts mehr von Wind und Halmen, nichts mehr von Vögeln und Wörtern, die fallen, und genau darin lag der Triumph der Ordnung, der ihn nicht schmerzte, weil Schmerz nicht mehr vorgeesehen war, und der ihn nicht entsetzte,

weil Entsetzen als Übertreibung galt, und der ihn nicht beschämte, weil Scham kein produktives Gefühl ist, und der doch, für den, der ihn sähe, der nicht mehr sehen konnte, das vollkommenste Ende einer sehr kleinen Geschichte war, die niemand erzählen würde, es sei denn, ein Zufall fände eines Tages ein Fach, das zwischen zwei Sequenzen lag, wie ein Atemzug zwischen zwei Sätzen, in einem Keller, in dem die Leuchten summt.

Kapitel 6

Es gibt Epochen in der Geschichte, die nicht dadurch bestimmt sind, dass sie ein neues Zeitalter eröffnen, sondern dass sie zwischen zwei Ordnungen stehen, mit einem Fuß noch im Sumpf des Vergangenen, mit dem anderen bereits auf dem festen Boden der Zukunft, und diese Schwellenzeiten sind gefährlicher, verworrener, unklarer als jedes fertige System, weil sie in sich den Keim von zwei Möglichkeiten tragen, die sich gegenseitig vernichten müssen, und weil niemand in ihnen wirklich weiß,

ob er schon gewonnen hat oder ob er nur noch über die Reste seiner eigenen Täuschung stolpert.

Wir stehen in einer solchen Zeit, und wer das nicht sieht, ist blind! Wir stehen an der Grenze zwischen der alten Welt der Träume, Mythen und Affekte und der neuen Welt der Rationalität, der Klarheit, der technokratischen Ordnung, die kein Jenseits mehr duldet – und in diesem Dazwischen, in diesem flackernden Licht der Übergangszeit, kämpfen zwei Lager gegeneinander, mit einer Heftigkeit, die nicht weniger als existenziell ist, und es ist töricht, zu glauben, dass man beide versöhnen könnte, töricht, zu hoffen, man könne das Alte noch ein wenig bewahren, während man schon vom Neuen zehrt, töricht, zu meinen, dass es eine Mitte geben könnte zwischen Traum und Vernunft, zwischen Chaos und Klarheit, zwischen Lüge und Wahrheit.

Die Träumer werden nicht müde, sich als Bewahrer des Menschlichen zu stilisieren. Sie sprechen von Schönheit, von Freiheit, von Kreativität, als wären dies Werte, die über dem Leben stehen. Doch man frage

sie nur, was diese Freiheit, diese Schönheit, diese Kreativität der Menschheit je gebracht haben, außer Instabilität, außer Revolutionen, außer Kriegen, die im Namen von Visionen geführt wurden, außer Künsten, die Menschen in Raserei versetzten, außer Religionen, die Mythen für Wahrheiten hielten und die Welt in Blut tauchten. Nein, die Phantasie ist nicht unschuldig, sie ist nicht harmlos, sie ist kein liebenswürdiges Spielzeug für sentimentale Seelen, sie ist das Gift, das seit Jahrtausenden die Vernunft vergiftet hat, und wer sie heute noch verteidigt, verteidigt das Chaos, das Leiden, die Unordnung.

Die Realisten – und ich zähle mich dazu – wissen längst, dass der Mensch erst dann frei wird, wenn er sich von all den Bildern, Mythen und Geschichten löst, die ihn abhängig machen, denn was ist ein Traum anderes als eine Kette, die einen unsichtbar fesselt, und was ist ein Mythos anderes als eine Lüge, die das Denken entwürdigt? Wir haben die ersten Schritte getan: Die Sprache wurde nüchterner, die Schulen wurden gereinigt, die Kinder wachsen ohne Märchen auf, die Medien sind von Übertreibun-

gen befreit, die Affekte werden geglättet – doch gerade in diesen Erfolgen lauert die Gefahr, denn sie sind halbe Siege, und ein halber Sieg ist schlimmer als eine Niederlage, weil er den Gegner nicht zerstört, sondern nur reizt, noch wilder zu kämpfen.

Man sieht es auf den Straßen, in den Diskussionen, in den geheimen Zirkeln, die sich noch immer treffen, um Gedichte vorzulesen, die man längst hätte verbrennen sollen. Man sieht es in den Blicken jener, die im Dunkeln noch immer träumen, als wäre der Traum ein Recht. Man hört es in den Stimmen der Alten, die den Kindern Geschichten zuflüstern, die nicht wahr sind und nie wahr gewesen sind, und doch wie Samen in ihren Köpfen aufgehen. Solange diese Reste existieren, ist keine Stabilität möglich. Solange ein Kind noch sagen kann „Es war einmal“, solange ein Erwachsener noch ein Bild zeichnet, das nicht in den Katalogen steht, und solange ein Greis noch ein Lied summt, das keinen Nutzen hat, solange ist die Ordnung bedroht.

Wir dürfen uns nicht täuschen: Übergangszeiten sind keine milden, sanften Übergänge, sie sind Schlachtfelder – und

auf Schlachtfeldern geht es nicht um Schönheit, nicht um Rücksichten, nicht um Toleranz, sondern nur um Sieg oder Niederlage. Wer heute für die Phantasie eintritt, mag glauben, dass er für Menschlichkeit kämpft, doch in Wahrheit kämpft er gegen die Zukunft, gegen die Ordnung, gegen die Vernunft, und er ist ein Verräter am Geist, der uns allein retten kann.

Darum sage ich: Die Regierung darf nicht länger zögern. Sie darf sich nicht mit halbherzigen Maßnahmen begnügen. Sie muss mit aller Konsequenz vorgehen. Sie muss die Reste der alten Welt tilgen, ohne Schonung, ohne Kompromiss. Sie muss die Archive reinigen, sie muss die Familien überwachen, sie muss die Schulen noch härter durchgreifen lassen, sie muss jedes Flüstern, jedes Märchen und jedes Bild als das behandeln, was es ist: ein Angriff auf die Vernunft, ein Attentat auf die Stabilität.

Wir müssen schneller werden, radikaler, entschiedener. Wir müssen begreifen, dass ein Rest von Phantasie nicht kleiner ist als das Ganze, sondern das Ganze bedroht, weil er immer wieder das Potential hat, neu zu wachsen, wie ein Funke, der den ganzen

Wald in Brand setzt. Man kann den Wald nicht schützen, indem man ihn pflegt, man schützt ihn nur, indem man das Feuer löscht, das Feuer erstickt, bis kein Glutkern mehr übrig bleibt. So muss es auch mit der Phantasie geschehen: Sie darf nicht geduldet werden, nicht in Kinderzimmern, nicht in Köpfen, nicht in Archiven, und auch nicht in Museen.

Viele sagen, dass dies unmöglich sei, dass man die Phantasie nie ganz ausrotten könne, dass sie immer wiederkehre. Doch das ist eine Kapitulation, eine Verklärung – sozusagen eine sentimentale Ausrede. Alles, was der Mensch erschafft, kann er auch zerstören. Wenn er in der Lage war, Mythen zu erfinden, ist er auch in der Lage, Mythen zu vergessen. Wenn er Geschichten schaffen konnte, ist er auch in der Lage, Geschichten zu löschen. Und wenn er einmal gelernt hat, nüchtern zu sprechen, wird er nie wieder das Bedürfnis haben, in Bildern zu reden. Der Mensch ist formbar, und die Form, die ihn rettet, ist die der Vernunft.

Man muss sich nur den Erfolg der ersten Kühlungen vor Augen führen: Menschen, die nie wieder einen Traum erinnern, be-

richten von einer Ruhe, die ihnen zuvor unvorstellbar war. Kinder, die nie ein Märchen gehört haben, sind konzentrierter, klarer, verlässlicher und geschickter. Erwachsene, die von Affekten befreit sind, arbeiten effektiver, leben harmonischer. Was soll daran fehlen? Was soll daran minder sein? Nichts. Es fehlt ihnen nichts, weil sie nichts vermissen, und das, was sie nicht vermissen, ist nichts, was wert wäre, vermisst zu werden.

Die Phantasie war ein historisches Stadium, ein notwendiges mitunter, aber eines, das vorbei ist, und wer es verteidigt, ist wie jemand, der die Kindheit nicht verlassen will, der das Spielzeug nicht loslassen will, der in Träumen verharren möchte, während die Welt weitergeht. Wir haben kein Recht mehr, uns in Kindlichkeit zu flüchten. Wir sind erwachsen geworden, und Erwachsensein heißt, dass man keine Märchen mehr braucht.

Doch gerade in dieser Übergangszeit sehen wir die Härte des Widerstands, und darum darf die Regierung sich nicht länger täuschen lassen von Appellen an Mäßigung, an Geduld und an Verständnis. Es

gibt nichts zu verstehen! Es gibt nichts zu mäßigen! Es gibt nichts zu dulden! Entweder wir tilgen die Phantasie jetzt, oder wir verlieren die Ordnung, die wir mit so viel Mühe aufgebaut haben.

Die Träumer reden von Kultur, als ob Kultur etwas anderes sei als das Ornament der Vergangenheit. Sie reden von Identität, als ob Identität etwas anderes sei als der hartnäckige Widerstand gegen Entwicklung. Sie reden von Freiheit, als ob Freiheit etwas anderes sei als die Lizenz zur Selbstzerstörung. Wir dürfen uns von diesen Worten nicht täuschen lassen. Es sind Parolen, nicht Argumente, und sie haben schon zu oft ganze Völker ins Unglück geführt.

Die Rationalisten, die nüchternen Denker, die Technokraten – sie allein tragen die Verantwortung, das Werk zu vollenden. Und dieses Werk heißt: die endgültige Austreibung der Phantasie. Wer da zögert, wer da halbe Maßnahmen bevorzugt, macht sich mitschuldig an den Rückfällen, die unweigerlich kommen, wenn man die Krankheit nicht radikal behandelt. Niemand behandelt Krebs mit Kompromissen. Niemand heilt eine Seuche mit halben Dosen. Warum

also sollten wir mit der Phantasie zimmerlich umgehen?

Ich fordere mit aller Deutlichkeit: Die Archive müssen gesäubert werden, bis kein Gedicht, keine Fabel und auch keine Legende mehr übrig ist. Die Sprache muss durchforstet werden, bis kein Bild, keine Metapher, kein „Vielleicht“, keine Abweichung mehr in ihr Platz hat. Die Medien müssen gleichgeschaltet werden, nicht aus Machtgier, sondern aus Notwendigkeit, denn solange auch nur ein Bildschirminhalt existiert, der träumen lässt, ist die Arbeit nicht getan. Die Familien müssen kontrolliert werden, bis auch im Flüstern der Alten kein Rest von Märchen mehr auftaucht. Und die Kinder müssen so früh wie möglich konditioniert werden, dass sie gar nicht erst begreifen, was ein Traum ist.

Es mag hart klingen, ja grausam sogar, doch es ist die einzige Konsequenz, die wirklich schützt. Denn die Träumer sind unverbesserlich. Sie lassen nicht locker. Sie tarnen sich, sie schleichen sich ein, sie säen heimlich, sie geben sich harmlos. Sie nennen sich Künstler, Dichter, Lehrer, Freunde. Doch in Wahrheit sind sie Brandstifter. Man

erkennt sie daran, dass sie immer von „mehr“ sprechen: mehr Gefühl, mehr Freiheit, mehr Sinn. Doch dieses Mehr ist eine Droge. Wer einmal anfängt, will immer mehr. Und das Ende ist nicht mehr, sondern nichts.

Ich aber sage: Weniger ist mehr. Weniger Phantasie, mehr Klarheit. Weniger Emotion, mehr Ruhe. Weniger Freiheit, mehr Stabilität. Weniger Geschichten, mehr Wirklichkeit. Weniger Bilder, mehr Zahlen. Weniger Träume, mehr Leben.

Es ist Zeit, den letzten Schritt zu tun! Es ist Zeit, das letzte Feuer zu löschen! Es ist Zeit, die Übergangszeit zu beenden! Es ist Zeit, das Alte nicht länger als sentimentale Erinnerung zu dulden, sondern es als das zu behandeln, was es ist: eine Krankheit. Erst wenn das letzte Märchen vergessen, das letzte Bild gelöscht, das letzte Lied verstummt ist, erst wenn kein Kind mehr träumt, kein Erwachsener mehr dichtet, kein Alter mehr erzählt, erst dann ist die Menschheit gesund. Erst dann sind wir frei!

Kapitel 7

Sie hieß Marit, und sie war jung, jünger als die meisten, die in den Korridoren der Anstalten mit weißem Kittel auftraten, jünger vielleicht auch, als es die Würde ihres Amtes vertrug, denn noch war in ihrem Gesicht die glatte Frische zu sehen, die das System durch Disziplin und Gleichmaß zu konservieren suchte, und doch verbarg sich in ihren Augen jene angespannte Wachsamkeit, die man von Menschen kennt, die gelernt haben, in jeder Abweichung sofort eine Gefahr zu sehen, so klein sie auch sein mochte, und wenn sie morgens die Station betrat, durch den langen Gang mit den symmetrisch angeordneten Türen, hinter denen die Patienten in der Stille lagen, dann war sie nichts anderes als eine Dienerin der Ordnung, eine Vollstreckerin der Protokolle, eine Hand, die tat, was der Geist des Systems wollte.

Der Raum, in dem sie arbeitete, war kein Krankensaal im alten Sinn, sondern eine Kühlungsstation, und Kühlung bedeutete nicht, dass man den Körper absenkte, son-

dern dass man die Wellen der Affekte glättete, dass man die Hirnströme in jene flache Linie führte, die keine Ausschläge mehr zeigte, und dass man Menschen aus der Unruhe der inneren Bilder in die Gleichmäßigkeit des klaren Nichts überführte, ein Prozess, den sie schon im Studium als „Euthymisierung“ gelernt hatte, als die Wiederherstellung einer heiteren Gleichgültigkeit, die das System als höchsten Zustand ansah, und so war ihre Aufgabe nicht Heilung im alten Sinn, sondern Tilgung, Tilgung jener Kräfte, die man früher Seele genannt hatte und die jetzt nur noch als Störfaktor galten.

Sie hatte in den Vorlesungen gelernt, wie man mit Bildern umgeht, indem man sie zerlegt, wie man Metaphern erkennt, um sie aus der Sprache zu streichen, wie man Resteffekte klassifiziert, um sie im Protokoll verschwinden zu lassen, und sie hatte Prüfungen bestanden, in denen ihr Träume vorgelegt wurden, die sie in nüchterne Termini auflösen musste, und es hatte ihr gefallen, dass sie in der Lage war, die verwirrenden Ausschweifungen der alten Menschheit auf eine Zahl, einen Wert, eine

klinische Bezeichnung zu reduzieren, die so klar und so kalt war, dass nichts mehr blieb, was einen bewegen konnte. Schon damals hatte sie gespürt, dass ihr Talent nicht darin lag, selbst etwas zu schaffen, sondern alles, was andere schufen, in Raster zu pressen, und sie war stolz gewesen, dass man ihr die Station anvertraut hatte, weil sie verlässlich war, korrekt, unbestechlich, ein Teil des Systems, das keine Zweifel kannte.

Die Patienten, die hier lagen, waren nicht schwer krank, sie waren nur schwer zu kontrollieren, Menschen, die in der Nacht aufschrien, weil sie träumten, Kinder, die Tiere malten, die es nicht gab, Greise, die in Erinnerungen versanken, die nicht mehr passen wollten, und all diese Formen galten nicht mehr als menschlich, sondern als riskant, als Rückfall in das Unproduktive, als Gefahr für die Stabilität, und so brachte man sie hierher, auf die Station, wo die Kühlung begann, in kleinen Dosen, kontrolliert, standardisiert, überprüft in jedem Atemzug, in jedem Pulsschlag, in jeder Regung der Pupillen, die die Kameras erfassen.

Marit stand oft am Glas der Beobachtungsräume und sah die Körper, die dort auf den Liegen lagen, schlank oder schwächlich, alt oder jung, in ihren neutralen Anzügen, die jeder Individualität beraubt waren, und sie war geübt darin, ihre Blicke nicht als Blicke zu verstehen, sondern als Messinstrumente, sie las nicht Gesichter, sie las Daten, und wenn sie in den Augen ein Zucken sah, dachte sie nicht an Angst oder Hoffnung, sondern an einen Wert, der über die Norm hinausging, und wenn sie die Lippen sich bewegen sah, dachte sie nicht an Worte, sondern an Muskulatur, und wenn sie die Hände zittern sah, dachte sie nicht an Sehnsucht, sondern an Restreflexe, die durch die Dosierung noch nicht abgeflacht waren.

Dennoch, es gab Tage, an denen die glatte Oberfläche der Prozeduren riss, und es war einer dieser Tage, als ein Mann mittleren Alters, der bereits mehrere Kühlungssitzungen hinter sich hatte, in einen Zustand glitt, den das Protokoll „Übererregung limbischer Residuen“ nannte, ein klinischer Ausdruck für das, was sich in diesem Moment abspielte, denn er begann zu

murmeln, zu wimmern, sich zu winden, nicht mit der Gewalt eines Krampfes, sondern mit der Zähigkeit eines Erinnerns, das sich nicht abschütteln ließ, und seine Stimme, die zunächst unverständlich war, gewann an Klarheit, sie sprach nicht die nüchternen Wörter des Katalogs, sondern Bilder, ganze Sätze, die in keinem Lehrbuch standen, und Marit hörte, gegen ihre Gewohnheit, zu.

„Ein Tier“, flüsterte er, „es steht am Rand des Feldes, sein Fell ist schwarz wie der Himmel vor dem Sturm, und es sieht mich an, und ich weiß, dass ich nicht davonlaufen darf.“

Die Worte hallten im Raum, nicht weil sie laut waren, sondern weil sie keine Funktion hatten, und Marit spürte, wie ihre Finger unwillkürlich die Tastatur fester berührten, als müsse sie die Kontrolle durch die Berührung verstärken, und sie schrieb: „Patient äußert visuelle Halluzinationen, unkontrollierte Tierprojektion, erhöhte Aktivität im temporalen Bereich, Risiko hoch, Intensität steigern.“

Doch der Mann fuhr fort, als hörte er ihre Klassifikation nicht: „Hinter ihm wächst

ein Baum, und der Baum bewegt sich, er beugt sich zum Fluss, und das Wasser spricht mit ihm, es sagt, dass ich folgen soll, und ich will folgen, aber meine Füße sind schwer wie Stein.“

Marit atmete langsam, wie man es ihr beigebracht hatte, und sie fixierte die Werte auf dem Bildschirm: Herzschlag erhöht, Frequenz unruhig, Ausschläge in mehreren Arealen, und sie schrieb: „Delirium mit systematischer Bildsprache, Patient in Gefahr der Dissoziation, sofortige Verstärkung der Kühlung.“

Aber in ihr, und das war der Punkt, den sie sich nicht erlauben durfte, schwang eine andere Stimme mit, eine Stimme, die nicht fragte, was dies klinisch bedeutete, sondern was es hieß, wenn jemand mit solcher Gewissheit sprach, und sie spürte, dass sie nicht an das Bild selbst glaubte, sondern an die Intensität, mit der es kam, und dieser Gedanke war gefährlich, weil er keinen Platz hatte in den Spalten ihrer Tabelle.

Es blieb nicht bei diesem einen Mann. Wie eine Welle griff die Unruhe auf die anderen über, erst kaum merklich, dann in einem Chor aus Murmeln, Stöhnen, Schreien,

und die Stimmen vermischten sich, sie schienen einander zu hören, obwohl sie getrennt in ihren Räumen lagen, und sie sagten Dinge, die nicht koordiniert waren, aber doch ein Muster bildeten: Eine Frau sprach von einem Feuer, das in den Bäumen brannte, ein Kind rief nach einer Mutter, die längst nicht mehr existierte, ein alter Mann sang ein Lied, dessen Worte keiner verstand, und ein junger Körper auf der dritten Liege begann, mit den Fingern Linien in die Luft zu zeichnen, als hielte er eine unsichtbare Kreide.

Und während Marit die Monitore fixierte, die Ausschläge sah, die immer höher gingen, und die Finger über die Tastatur jagte, war es, als ob zwei Wirklichkeiten sich überlagerten: die nüchterne Welt der Protokolle, die alles in Zahlen fasste, und die chaotische Welt der Stimmen, die etwas aussprachen, was sie nicht einordnen konnte: ein Brummen, ein Summen, ein archaisches Lied, das so alt klang, dass es ihr vorkam, als hörte sie nicht Menschen, sondern Tiere, nicht Kranke, sondern Wesen, die in einer Zeit lebten, in der es noch keine Gesellschaft gab.

„Das Feuer frisst den Himmel“, schrie eine Patientin, „und doch ist es süß, wie Honig in meinem Mund.“

„Ich sehe Knochen im Gras, sie lachen, sie rufen, sie wollen tanzen“, lallte ein anderer.

„Das Meer kommt, und es trägt mich, ich schwimme, ich fliege, ich falle, ich bin wieder Kind“, keuchte ein Dritter.

Marit schrieb: „Massive kollektive Resonanz, multiple Delirien, synchronisierte Affektdurchbrüche, hohe Gefährdung der Stabilität, Standardisierung unzureichend, Empfehlung: Protokoll Phase 4 anwenden.“

Doch während sie schrieb, hörte sie die Stimmen in einer Dichte, die ihre Zahlen überrollte, und sie wusste, dass ihre Worte nicht mehr genügten, um das zu bannen, was hier geschah. Denn was hier geschah, war nicht bloß ein Ausbruch von Krankheit, sondern ein Rückfall in etwas, das jenseits der Kategorien lag, eine Menschwerdung rückwärts, ein Ausbruch der Instinkte, der Bilder, des rohen Stoffes, aus dem früher Mythen geformt wurden, und es erschreckte sie nicht, dass dies geschah, sondern dass es sie berührte, dass sie einen Atem-

zug lang nicht Ärztin war, sondern Zuhörerin.

Die Medikamente flossen, die Kühlung wurde verstärkt, die Stimmen erloschen langsam, einer nach dem anderen, sie sanken zurück in die Stille, die Ausschläge glätteten sich, die Frequenzen fielen, die Herzen beruhigten sich, und bald lagen sie wieder da wie Körper ohne Geschichte, und die Monitore zeigten Linien, die keine Ausschläge mehr kannten, und der Raum füllte sich mit jener Ruhe, die das Ziel war, mit jener Ordnung, die das System verlangte.

Marit atmete aus, sie schloss die Augen, sie schrieb den Abschlussbericht, nüchtern, akkurat, so wie es von ihr verlangt wurde, und niemand hätte in den Zeilen, die sie eingab, gelesen, dass sie in jenem Moment, als die Stimmen zum Chor wurden, für einen Atemzug das Gefühl hatte, dass hier etwas sprach, das älter war als jedes Protokoll.

Sie ging an diesem Abend nach Hause, durch die geordneten Straßen, unter den gleichmäßigen Lichtern, sie sah die Gesichter der Menschen, die ruhig und leer wirkten, sie hörte die Lautsprecher, die die neu-

esten Fortschritte meldeten, und sie spürte in sich einen Rest von Unruhe, die sie nicht benennen konnte, und sie wusste, dass sie am nächsten Morgen wieder schreiben würde: „Standardisierung erfolgreich, Kühlung abgeschlossen“, und dass niemand sie fragen würde, ob sie in der Nacht, als die Stimmen sangen, einen Augenblick gezögert hatte.

Und so blieb sie zurück, Ärztin der Ordnung, Dienerin der Kühlung, und zugleich für einen Hauch von Zeit Zeugin einer Wahrheit, die sie nie aussprechen würde, weil niemand sie hören wollte, und vielleicht, dachte sie, war dies die eigentliche Kühlung: dass auch ihre eigenen Fragen sich glätteten, bis nichts mehr übrig blieb als die Stille, in der niemand mehr etwas sah, niemand mehr etwas hörte, niemand mehr etwas sagte, was nicht vorgeschrieben war.

Kapitel 8

Er hieß Taron, und sein Beruf war es, die Wirklichkeit in Zahlen zu verwandeln, nicht

in die alten, unsicheren Zahlen, die Abweichungen zuließen, sondern in die exakten, standardisierten Zahlenreihen, die das System einführte, um die Fortschritte auf dem Weg zur vollständigen Tilgung der Phantasie nachweisbar und überprüfbar zu machen, und so war er kein Arzt oder Lehrer, sondern ein Sammler und Auswerter, ein Übersetzer der chaotischen Lebensäußerungen in eindeutige, kalte Spalten, die kein Zögern, und keinen Rest von Unsicherheit duldeten, und er akzeptierte diese Arbeit, weil sie ihm den festen Boden unter den Füßen gab, den seine Kindheit noch nicht kannte, in der Geschichten im Umlauf gewesen waren, die er damals zwar nicht verstand, die ihm aber später als Beispiel dafür dienten, wie gefährlich es war, wenn Sprache nicht mehr zu belegen war, wenn Bilder frei durch die Köpfe irrten, wenn Menschen anfangen, Dinge zu behaupten, die man nicht prüfen konnte.

Taron hatte gelernt, dass die Welt nur so weit beherrschbar war, wie man sie messen konnte, und dass alles, was nicht messbar war, nicht existierte, und er hatte es zu einer Tugend gemacht, sich nicht auf Wahr-

nehmungen zu verlassen, sondern auf Tabellen, nicht auf Erinnerungen, sondern auf Statistiken, nicht auf Gefühle, sondern auf Kurven, nicht auf menschliche Einschätzungen, sondern auf algorithmische Genauigkeit und er war stolz darauf, dass er in den monatlichen Berichten die Fortschritte der Kühlung in Zahlenreihen darstellte, die niemand anzweifeln konnte, weil sie so klar, so unbestechlich waren, dass kein Rest von Interpretation blieb, und wenn er die Diagramme mit dem gleichmäßig abfallenden Ausschlag sah, empfand er jene sachliche Befriedigung, die man nur in der Übereinstimmung von Erwartung und Ergebnis findet, ein geschlossenes System, das keine Überraschungen kennt.

Er lebte in einer Wohnung, die ebenso geordnet war wie seine Tabellen, die Möbel standen parallel, die Oberflächen waren glatt, die Farben gedämpft, nichts Überflüssiges, nichts Ornamentales, und er hatte es geschafft, auch sein Privatleben nach diesen Prinzipien zu organisieren, er und seine Frau Arla führten einen ruhigen Haushalt, sie arbeiteten beide für das System, sie redeten abends wenig, sie aßen, sie schliefen,

sie standen auf, und ihr Sohn, neun Jahre alt, ging in eine Schule, in der keine Märchen erzählt wurden, keine Bilder gemalt oder Träume in Schriftform protokolliert wurden, und Taron war überzeugt, dass er in dieser Klarheit glücklicher war, als es frühere Generationen jemals gewesen waren, denn Glück war für ihn kein Aufschwung, keine Ekstase, sondern die Abwesenheit von Störung, ein linearer Verlauf ohne Peaks, der jede Gefahr des Rückfalls in das Unmessbare bannte.

Doch dann begann etwas, das er zunächst für Zufall hielt, später für Störung und zuletzt für Gefahr, und dieses Etwas war so klein, dass er es beinahe übersehen hätte, wenn er nicht von Natur aus misstrauisch gegenüber allem gewesen wäre, was nicht in seinen Tabellen stand: Sein Sohn hatte eines Abends auf ein Blatt Papier Linien gekritzelt, nicht gleichmäßige, nicht symmetrische, sondern verschlungene, überkreuzte, wie Spiralen, die sich ineinanderschoben, und als Taron ihn fragte, was das sei, sagte der Junge, ohne zu zögern und ohne Scham, weil er nichts von

Verboten wusste, die über dem Wort lagen: „Ein Tier, das ich gesehen habe.“

Ein Tier, dachte Taron, und er spürte, wie das Wort in der Luft ihrer so wohl-dosierten Wohnung wie ein Staubkorn tanzte, das im hereinfliegenden Licht nicht herabfallen wollte, ein Wort, das in den Tabellen nicht vorkam, ein Wort, dessen bloße Anwesenheit in seinem Haus ihn beunruhigte, nicht weil er an das Tier glaubte, sondern weil er an die Möglichkeit eines Bildes glaubte, das sich der Quantifizierung entzog.

Er nahm das Blatt, betrachtete es, sah die Linien, die nichts darstellten außer einer Bewegung, die sich nicht messen ließ, und er legte es weg, er wollte es vergessen, aber er konnte nicht, er fand sich dabei, am nächsten Tag im Büro länger als üblich auf die Abweichungen in den Zahlenreihen zu starren, als suche er darin nach einem Muster, das er mit der Kritzelei des Kindes verbinden könnte, und er wusste, dass dies absurd war, doch er tat es, weil sein vertrautes Mittel gegen Unsicherheit immer darin bestanden hatte, Unsicherheit in Zahlen zu verwandeln, und als die Zahlen diesmal

nichts sagten, blieb die Unsicherheit, als hätte sie sich eine neue Form gesucht.

Arla bemerkte seine Unruhe, aber sie sprach ihn nicht darauf an, sie war ebenso nüchtern wie er, sie glaubte auch an die Zahlen, sie vertraute dem System, und doch, eines Abends, als sie in der Küche stand und Gemüse schnitt, hörte er, wie sie leise summete, ein Ton, der keine Melodie war, aber doch mehr als ein Ton, ein Auf und Ab, das nicht funktional war, und er erstarrte, er hörte zu, er fragte: „Was summst du?“, und sie erschrak, als hätte sie nicht gewusst, dass sie summete, und sie sagte: „Nichts, ich weiß nicht, es kam einfach.“

„Es kam einfach“ – eine Antwort, die in seinem Kopf wie ein Alarm klang, denn nichts durfte „einfach“ kommen, alles musste eine Ursache haben, alles musste in Tabellen passen oder zumindest belegt werden, und während sie das Messer absetzte und die Hände wusch, stand er da wie jemand, der den Ursprung einer Abweichung suchen möchte und nur Wasser über Stein findet, das keine Spur hinterlässt.

Taron begann zu prüfen, wie er es immer tat, wenn Unsicherheit drohte, er nahm sich die Zahlenreihen vor, er verglich sie mit den Vorwochen, er suchte nach Ausreißern, er berechnete die Varianz, er überprüfte die Konsistenz der Daten, er legte die Werte übereinander, er lief die Prüfkaskaden durch, die in seinem Schlafgehirn längst automatisiert waren, und er sah: die Zahlen waren stabil, die Kühlung griff, die Abweichungen nahmen ab, alles war im Rahmen, und doch fühlte er keine Ruhe, weil die Zahlen nicht erklärten, was in seiner Wohnung geschah, und so legte er parallel, heimlich, eine zweite, unzulässige Datei an, ohne Kennung und erkennenden Index, eine Liste aus Worten und Uhrzeiten, in der stand: „Arla – Summen – 19:12“, „Sohn – Zeichnung – 17:04“, „Sohn – im Schlaf sprechen – 02:11“, und mit jeder Zeile fühlte er, wie er gegen das eigene Ethos verstieß, und dennoch wuchs die Datei, weil sein Bedürfnis nach Korrelation stärker war als seine Furcht vor Entdeckung.

Eines Abends hörte er seinen Sohn im Schlaf reden, brabbelnde Worte, die keinen Sinn ergaben, aber Bilder zeichneten: „Das

Wasser trägt mich, ich fliege, ein Vogel, ein Baum, die Sonne brennt“, und er stand an der Tür und hörte zu, er fühlte, wie in ihm etwas zu beben begann, nicht anfänglich und rührselig, sondern harsch, wie ein Greifer, der an einer Kante ruckt, und er ging zurück an den Schreibtisch, er schrieb in seine Notizen: „Kind träumt – 02:11–02:16 – Inhalte: Wasser, Fliegen, Baum, Sonne“, und er erschrak über sich selbst, weil er die Bilder in Worte fasste, statt sie zu löschen, und weil das Aufschreiben selbst eine Art Anerkennung war, die er nicht gewähren wollte.

Am nächsten Tag, im Büro, saß er über den Tabellen, und er spürte, dass er die Sicherheit verlor, die sie ihm sonst gaben, er sah die Zahlenreihen, er sah, dass sie geglättet waren, dass sie die Realität darstellten, aber er spürte, dass sie nicht alles darstellten, dass da etwas fehlte, das sich nicht in ihnen zeigte, und er fragte sich zum ersten Mal in seinem Leben, ob Zahlen lügen konnten, nicht weil sie falsch waren, sondern weil sie unvollständig waren, und diese Frage ging ihm nach wie ein Geräusch, das aus einem anderen Zimmer kommt und

das man nicht identifizieren kann, es stört nicht unmittelbar, und doch hält es einen wach.

Sein Vorgesetzter, ein Mann mit dem ruhigen Gesicht eines Versorgers, der nur dann spricht, wenn eine Zahl aus der Reihe fällt, fragte beiläufig, ob es in der Familie gesund sei, eine aufmerksame Geste, die wie Routine wirkte, doch Taron hörte darin eine Prüfung, hörte die Möglichkeit, dass man gelernt hatte, die Abweichungen zuerst im Haus zu suchen, um sie draußen sichern zu können, und er antwortete, sein Ton zu glatt, um unschuldig zu sein: „Alles im Rahmen“, worauf der Vorgesetzte nickte, zufrieden, wie man mit einem Diagramm zufrieden ist, das gegen Ende keine Zacken mehr hat.

Er bat um einen Besuchstermin in der Schule des Sohnes, offiziell deswegen, um die Zusammenarbeit der Statistik mit den Curricula zu stärken, inoffiziell, um zu prüfen, ob dort etwas durchsickerte, was bei ihm zu Hause ankam, und er stand in einer Unterrichtsstunde, in der Sätze an einer Wandtafel geordnet wurden, klare Verben, kontrollierte Objekte, keine Metaphern,

keine Bilder, und er empfand Erleichterung, doch als die Klasse zur Pause aufbrach, sah er am Rand eines Tisches, fast unsichtbar, eine Spur, die mit dem Fingernagel geritzt war, eine kleine Schlinge, die in eine Spirale mündete, und er blieb zu lange stehen, er bückte sich zu sehr, er strich mit der Fingerkuppe darüber, als wollte er die Tiefe prüfen, und er zog die Hand rasch zurück, als habe er sich verbrannt, denn in dieser winzigen Rille lag nicht das Bild, sondern der Wille zum Bild, und das war gefährlicher als alles, was man sehen konnte.

Zu Hause sprach er Arla nicht darauf an, dass sie wieder summte, diesmal leiser, fast im Atmen versteckt, er hörte es in den Zwischenräumen der Tätigkeiten, beim Ausschalten des Lichts, beim Schließen einer Tür, und er stellte fest, dass er inzwischen nicht mehr nur registrierte, sondern wartete, er wartete auf das nächste Summen, auf die nächste Zeichnung, auf das nächste Wort im Schlaf, und dieses Warten war eine neue Kategorie von Unruhe, eine Unruhe, die sich nicht bannen ließ, weil sie nicht auftrat, wenn man sie erfasste, sondern immer nur knapp daneben, wie ein Schat-

ten, der sich bewegt, sobald man ihn ansieht.

Er begann, mit den heimlichen Daten zu rechnen, er legte sie in Beziehung zu seinem eigenen Tagesablauf, zu Geräuschpegeln im Haus, zu Schlafzeiten, zu Mahlzeiten, zu Außentemperaturen, zu allem in seiner näheren, erfahrbaren Umgebung – er rechnete simple Korrelationen, suchte nach Verzögerungen, nach Echos, stellte fest, dass das Summen häufiger wurde, wenn er länger arbeitete, dass die Zeichnungen dichter wurden, wenn er am Tag zuvor eine überdurchschnittlich „glatte“ Reihe gelaufen hatte, und er wusste, dass dies lächerlich klang, dass Ursache und Wirkung hier in einer Weise verschwammen, die er niemandem präsentieren konnte, doch er klammerte sich an die Möglichkeit, dass die Welt ihm eine Zahl zugestehen würde, die etwas erklärte, was keine Zahl erklärt.

Eines Nachts wachte er auf, ohne Grund, und er hörte seinen Sohn nicht sprechen, sondern atmen, mit jenem Takt, den man nur im Schlaf zu hören vermag, und er sah im schwachen Licht, dass der Junge die Hände vor der Brust verschränkt hielt, als

hielte er etwas, und Taron trat näher, vorsichtig, wie einer, der in einem Labor nicht den Versuch stören will, und er sah, dass in der linken Hand die Haut dunkler war, als hätte dort etwas gelegen, das abfärbte, Kohle vielleicht oder Graphit, und er dachte an die Linien und die Spiralen, und er zog sich zurück, nicht aus Furcht vor Entdeckung, sondern weil er spürte, dass er in diesem Augenblick nichts zu tun hatte, dass jede Handlung die Sache größer machen würde, als sie war.

Am folgenden Morgen, als Arla das Frühstück hinstellte, summte sie nicht, sie war still, und der Junge zeichnete nicht, er saß ruhig, er aß, er fragte nach nichts, und der Tag verlief glatt, zu glatt, so glatt sogar, dass Taron es als Anomalie in sein heimliches Blatt schrieb: „Tag ohne Abweichung – 0“, und er erschrak, weil er begonnen hatte, die Abweichung zu vermissen, wie jemand, der einen Ausschlag vermisst, weil er ihm zeigt, dass der Körper noch reagiert, und er schob den Gedanken weg, energisch, denn er roch nach Verrat.

Der Entschluss, der in ihm reifte, war keiner, den man an einem Punkt fasst, er

war eine allmähliche Neigung, eine Linie, die sich so langsam verschob, dass sie auf keinem Diagramm auffiel, und eines Abends, als der Junge in seinem Zimmer war und Arla in der Küche, öffnete Taron die Schublade, in der er die erste Zeichnung weggelegt hatte, er nahm das Blatt, er hielt es unter das Licht, er sah die verschlungenen Striche, die nichts darstellten und doch eine Intensität hatten, die ihn irritierte, und er faltete das Blatt, einmal, noch einmal, er legte es in ein Buch mit Tabellen aus einer längst abgeschlossenen Planperiode, ein Buch, das niemand mehr ansah, und er stellte das Buch in das Regal mit den Dingen, die man aufbewahrte, weil man sie nicht brauchte, und er sagte sich, dass dies keine Aufbewahrung war, sondern eine Quarantäne, doch er wusste, dass Worte dieser Art nur für die Akten taugten.

Am Arbeitsplatz geriet er in einen jener kleinen Wortwechsel, die mehr sagten, als sie auf den ersten Blick sagten: Ein Kollege bemerkte, die jüngsten Pilotstationen meldeten eine minimale Plateauphase in der glatten Kurve, nichts Alarmierendes, aber bemerkenswert, vielleicht eine Messunge-

nauigkeit, vielleicht eine Kontextvariable, und Taron antwortete nüchtern, dass Plateaus erwartbar seien, wenn man in neue Kohorten gehe, die Sättigung sei nie linear, und während er sprach, hörte er, wie glatt das klang, wie gelernt, wie vorgesagt, und er spürte, dass der Satz ihm nicht mehr gehörte, sondern aus einem Katalog kam, den er früher als Rettung empfunden und nun als Befehl wahrnahm.

Er bat um Zugang zu älteren Rohdaten, um „Langfristrends zuverlässiger zu modellieren“, eine Bitte, die niemand verweigerte, weil sie so vernünftig klang, und er fand in den Tiefen der Speicherschränke nicht nur Zahlen, sondern auch Spuren von Worten, Randnotizen, die in einer Übergangszeit stehen geblieben waren, knappe Bemerkungen wie „ungewöhnliche Persistenz im häuslichen Kontext“ oder „musikartige Restphänomene bei ansonsten normalisierten Probanden“, und er ertappte sich bei dem absurden Wunsch, die Personen hinter den Notizen zu finden, ihre Stimmen zu hören, und er brach die Suche ab, weil er sich vor dem erschrak, was er suchte.

Am Abend legte er die heimliche Datei offen vor sich, er sah seine unzulässigen Sätze, er sah die Uhrzeiten, er sah, dass die Korrelationen, so sehr er sie auch drehen mochte, nichts außer seiner wachsenden Besessenheit bewiesen, und er löschte sie nicht, er speicherte sie auch nicht, er ließ sie offen, einen Bildschirm, der in der Wohnung leise leuchtete wie das Atemzeichen eines Wesens, das man nicht wecken will, und er setzte sich ans Bett des Jungen, sah ihm beim Schlafen zu, und als die Lippen sich bewegten, ohne einen Ton, hob Taron die Hand, ganz sachte, als wolle er ein Wort aus der Luft pflücken, und ließ die Hand wieder sinken, weil sie leer blieb.

Er konnte melden, dachte er, er konnte das System rufen, er konnte sagen, dass im Haus Residuen auftraten, die nicht zu tilgen waren, er konnte Leute schicken, die summende Frauen und träumende Kinder in glatte Kurven überführten, und alles wäre wieder ruhig, so ruhig, dass er selbst wieder ohne jene Sätze schlafen konnte, die nicht in Tabellen passten, und er sah sich, wie er den Anruf tätigte, sachlich, korrekt und vor allem verantwortungsvoll, und er

sah sich zugleich, wie er den Anruf nicht tätigte, wie er die Datei schloss, wie er das Blatt im Regal ließ, wie er den nächsten Tag abwartete, und er begriff, dass er in einem jener Zwischenräume stand, die größer als alle Zimmer waren, weil sie nicht mit Wänden enden, sondern mit Entscheidungen.

Als Arla in der Tür stand, sah sie ihn lange an, nicht fragend oder vorwurfsvoll, eher wie jemand, der eine Waage beobachtet, auf der etwas sehr Leichtes liegt und dennoch beide Schalen in Bewegung setzt, und sie sagte nichts, sie ging wieder, und Taron dachte, dass auch das Schweigen eine Variablenreihe war, deren Werte man nicht beziffern konnte, und er lächelte kurz, beinahe hilflos, weil er spürte, wie die Sprache ihm zu entgleiten drohte, sobald sie sich von Zahlen lösen musste.

Er setzte sich an den Tisch und schrieb einen Bericht, einen offiziellen, tadellos formulierten Bericht, der für die Abteilung bestimmt war, und er führte in ihm aus, dass die Haushaltsmessungen in den jüngsten Kohorten keinerlei Auffälligkeiten ergaben, dass die Binnenstabilität hoch sei, dass die familiäre Übereinstimmung mit den ge-

sellschaftlichen Normläufen intakt sei, er benutzte alle Wörter, die er kannte, um das Nichts zu beschreiben, das man von ihm erwartete, und als er fertig war, ließ er den Cursor auf „Senden“ ruhen, so lange, bis das Panel dunkel wurde, und er rührte die Maus, damit das Licht zurückkam, doch er sendete nicht, er speicherte ihn als Entwurf und legte die Hände auf die Tischplatte, als hätte sie eine Temperatur, die sein Puls entgegennehmen musste.

Spät in der Nacht, als die Wohnung das standardisierte Dunkel trug und der Junge ruhig lag, hörte Taron plötzlich etwas, das kein Summen war und keine Worte, eher ein Atemholen, das aus allen Räumen zu kommen schien, ein winziges, kaum hörbares „Ja“, das niemand gesagt hatte, und er stand nicht auf, ging nicht nachsehen, er blieb sitzen und wusste, ohne Übertreibung, dass er in diesem Augenblick die Kontrolle nicht verlor, sondern nur merkte, dass er sie nie besessen hatte, außer jene eingebildete über Tabellen, und dass die Tabellen ihm nun nicht mehr genügten, und er sagte, sehr leise, in die Luft hinein, ein Wort, das er sich nicht hatte erlauben

wollen, ein Wort, das in den Akten eines anderen alten Mannes einmal am Rand eines Gedichts gestanden hatte: „Vielleicht.“

Am Morgen, als er den Jungen zur Schule brachte, sah er auf dem Weg, auf der glatten Gehwegplatte, die immer sauber war, ein halb verwischtes Zeichen, das ein anderer Fuß darübergewogen hatte, eine Linie, die zu nichts führte und doch alles andeutete, und er blieb nicht stehen, er sah sie nicht an, er bog nicht ab, er ging weiter, ruhig, planmäßig, und in seiner Brust lief eine zweite Reihe nebenher, eine, die keine Zahlen kannte, aber doch zählte, sehr langsam, sehr genau, die Nächte, an denen sein Sohn sprechen würde, die Tage, an denen Arla summen würde, die Stunden, an denen er den Finger an den Rand eines gefalteten Blattes legen würde, ohne es herauszuziehen, und das genügte, um zu wissen, dass die Zielgröße seiner Aktionen zwar erreicht werden konnte, die seiner Wohnung jedoch nicht, und dass zwischen beiden eine Lücke lag, in der er von nun an würde leben müssen, wenn er nicht den Anruf tätigte, den er nicht tätigte.

So saß Taron am Abend vor seinen Bildschirmen, die die Stadt in glatten Kurven zeigten, und hinter ihm, unsichtbar, lag ein Buch im Regal, in dessen Falz ein dünnes, gefaltetes Blatt ruhte, und in dem Raum zwischen Bildschirmlicht und Buchdeckel lagen, wie in einer Schale, zwei Welten, die sich nicht vermessen ließen, und er begriff, dass seine Unsicherheit nicht verschwand, wenn er an ihr maß, sondern nur, wenn er sie aushielt, und dass das Aushalten die einzige Methode war, für die er keine Methode besaß.

Kapitel 9

Es gilt als ausgemacht, dass Mathematik die reinste Form der Nüchternheit ist, jene Sprache, die unabhängig von Launen, Emotionen, Zufällen und von all dem ist, was die Menschen früher zu Irrwegen verführt hat. Wer sich auf Zahlen stützt, bewegt sich in einem Raum, in dem die Subjektivität nicht mehr vorkommt. Zwei mal zwei ist vier, gleichgültig, wer es sagt, gleichgültig, ob er es im Zorn, in der Freude oder in der

Gleichgültigkeit sagt. Die Zahlen selbst tragen keine Affekte, sie sind frei von all dem, was Menschen unruhig und unberechenbar macht. In dieser Freiheit von Störung liegt die große Stärke der Mathematik, und deshalb ist sie das Fundament der Ordnung geworden, die wir heute als selbstverständlich ansehen.

Die Sprache war immer schon ein unsicheres Medium. Sie schwankt, sie trägt Mehrdeutigkeit, sie gleitet in Metaphern ab, sie lässt Assoziationen zu, die den Kern der Aussage verfälschen. Ein Satz kann ironisch, doppeldeutig, verschlüsselt oder poetisch sein. Ein Gedicht konnte früher ganze Generationen zu Illusionen verführen, weil es eine Bildwelt aufrief, die stärker wirkte als jeder Beweis. In den Zahlen hingegen gibt es keine Ironie, keine doppelte Lesart, keine Suggestion. Sie sind das, was sie sind. Deshalb war die Hinwendung zur Zahl der entscheidende Schritt, um die Unruhe der Sprache hinter uns zu lassen.

Es gibt Stimmen, die behaupten, auch die Mathematik sei nicht frei von Phantasie. Sie verweisen auf Symbole, die nicht von Natur aus gegeben sind, sondern erfunden,

auf Begriffe wie die Unendlichkeit, die kein Mensch je erfahren hat, auf die sogenannten imaginären Zahlen, die in keiner Realität auftauchen, sondern allein im Denken bestehen. Diese Stimmen behaupten, dass die Mathematik nichts anderes sei als eine besonders abstrakte Dichtung, ein System von Zeichen, das nur deshalb so fest wirkt, weil man sich kollektiv auf seine Gültigkeit geeinigt hat. Wer so argumentiert, gefährdet nicht nur die Wissenschaft, er gefährdet die Gesellschaft selbst, weil er den letzten sicheren Boden ins Schwanken bringt.

Wir müssen diese Stimmen ernst nehmen, nicht weil sie wahr wären, sondern weil ihre Wirkung gefährlich ist. Denn wer die Mathematik als eine Form der Phantasie begreift, der untergräbt das Fundament, auf dem unsere Ordnung ruht. Die Gefahr liegt nicht in der Behauptung selbst, sondern darin, dass Menschen anfangen könnten, sie zu glauben. Schon die Vorstellung, dass eine Zahl mehr sei als eine Zahl, dass sie eine Schönheit trage, eine Harmonie, eine Unendlichkeit, öffnet das Tor zu einer Welt, die wir doch hinter uns lassen wollten. Wenn die Menschen anfangen, in den

Zahlen nicht nur nüchterne Werkzeuge zu sehen, sondern auch Bilder, dann wird aus der Statistik ein Gedicht, aus der Kurve eine Melodie, aus der Gleichung ein Mythos. Und mit diesem Schritt ist der Weg zurück zur Phantasie gebahnt.

Mathematik ist kein Gedicht. Sie ist kein Spiel und sie ist keine Kunst. Sie ist ein Instrument der Ordnung, geschaffen, um die Unsicherheiten zu beseitigen, die das Leben in früheren Jahrhunderten beherrscht haben. Sie dient nicht dazu, Schönheit zu erzeugen, sondern Klarheit. Sie dient nicht dazu, Gefühle zu wecken, sondern sie zu neutralisieren. Wer in ihr etwas anderes sucht, handelt gegen den Sinn der Zahl. Deshalb muss es eine zentrale Aufgabe bleiben, jede Form der ästhetischen oder poetischen Aneignung der Mathematik zu verhindern.

Die Geschichte zeigt, wie groß die Gefahr ist. Schon in den alten Kulturen wurden Zahlen nicht nur als Mittel der Berechnung genutzt, sondern als Symbole, als Träger geheimnisvoller Kräfte. Die Zahl Sieben galt als heilig, die Zahl Zwölf als vollendet, die Zahl Drei als göttlich. Aus sol-

chen Zuschreibungen entstanden Mythen, Religionen und Kulte. Was in der Nüchternheit begann, endete in einem Strudel von Bedeutungen, die Menschen gefangen nahmen und sie in irrationale Systeme zwangen. Es war ein langer Weg, bis die Zahl von diesen Bildern befreit war. Und es wäre ein kurzer Weg, wieder dorthin zurückzufallen, wenn man die Disziplin aufgibt, die sie von aller Metaphorik trennt.

Manchmal hört man von Mathematikern, dass sie ihre Arbeit als schön empfinden, dass sie von Eleganz sprechen, wenn eine Formel einfach ist, von Harmonie, wenn eine Gleichung aufgeht. Schon solche Worte sind gefährlich. Schönheit, Harmonie, Eleganz, Perfektion – das sind ästhetische Kategorien, keine wissenschaftlichen. Sie gehören in eine Welt, die wir hinter uns gelassen haben. Wer die Mathematik in solchen Begriffen beschreibt, öffnet ihr ein Tor zur Phantasie, das nicht geöffnet werden darf. Denn Schönheit ist immer subjektiv, Harmonie ist immer gefühlt und Eleganz ist immer eine Frage des Geschmacks, Perfektion – alles in einem. All das aber gehört nicht in die Welt der Zahlen.

Auch die Vorstellung der Unendlichkeit ist ein Risiko. Unendlichkeit ist nicht erfahrbar, sie ist nur denkbar. Sie ist ein Gedankenkonstrukt, das sich jeder Messung entzieht. Man kann von ihr sprechen, man kann sie symbolisch handhaben, aber man darf nicht vergessen, dass sie im Kern ein Produkt der Einbildungskraft ist. Wer sich zu lange mit ihr beschäftigt, wer sie zu ernst nimmt, läuft Gefahr, sich in einem Abgrund von Vorstellungen zu verlieren, die mit der Realität nichts zu tun haben. Deshalb muss die Unendlichkeit streng als Hilfsbegriff behandelt werden, nicht als Bild, nicht als Erfahrung, nicht als Versprechen.

Die größten Gefahren lauern in den Grenzbereichen der Mathematik, dort, wo sie nicht mehr nur Werkzeug der Berechnung ist, sondern Konzepte entwickelt, die man nicht mehr unmittelbar überprüfen kann. Jede Rede von „anderen Dimensionen“, von „imaginären Räumen“, von „mehr-als-vier-dimensionalen Figuren“ oder von „Mengen jenseits des Zählbaren“ ist gefährlich, weil sie der Phantasie Raum gibt, sich festzusetzen. In diesen Zonen ver-

schwimmen die Grenzen, und was als exaktes Wissen beginnt, kann in eine neue Mythologie umschlagen.

Das bedeutet nicht, dass wir die Mathematik aufgeben sollen. Im Gegenteil, sie ist und bleibt die Basis jeder nüchternen Gesellschaft. Aber wir müssen sie von allen Anhaftungen reinigen, die sie in die Nähe der Phantasie bringen. Wir müssen sie zurückführen auf das, was sie ist: ein System von Operationen, die berechenbar, kontrollierbar und überprüfbar sind. Wir müssen sie von jedem sprachlichen Schmuck befreien, von jedem ästhetischen Beiwort, von jedem Versuch, sie als Kunst zu sehen.

Wer heute in einer Gleichung mehr sieht als eine Gleichung, wer in einer Zahl mehr hört als ihren Wert, der gefährdet nicht nur seine eigene Klarheit, sondern die Klarheit der ganzen Gemeinschaft. Denn wenn eine Zahl ein Bild werden kann, dann kann eine Statistik eine Geschichte werden, und wenn eine Statistik eine Geschichte ist, dann ist die Wirklichkeit nicht mehr eindeutig. Dann beginnt die alte Unruhe von neuem, und alles, was wir aufgebaut haben, gerät ins Wanken.

Darum muss der Auftrag für die Zukunft lauten: Mathematik als reine Nüchternheit zu sichern. Jede Tendenz zur poetischen Deutung, jede Rede von Schönheit, jede Begeisterung für Unendlichkeit muss im Ansatz unterdrückt werden. Nicht weil die Mathematik schwach wäre, sondern weil die Menschen schwach sind. Sie neigen dazu, in ihr mehr zu sehen, als da ist. Sie neigen dazu, Bilder hineinzuinterpretieren, wo keine sind. Sie neigen dazu, Geschichten aus ihr zu machen, wo nur Zahlen stehen. Diese Neigung muss kontrolliert, überwacht und unterdrückt werden, wenn wir verhindern wollen, dass die Phantasie zurückkehrt.

Gleichzeitig ist zuzugeben, dass die Gefahr gerade darin liegt, dass die Mathematik eine so starke Struktur ist, dass sie der Phantasie besonders verführerisch erscheint. Sie ist geordnet, sie ist klar und darüber hinaus ist sie final zwingend. Wer einmal die Versuchung verspürt, sie als Architektur der Phantasie zu lesen, wird sich dieser Versuchung schwer entziehen können. Deshalb ist es notwendig, diese Versuchung gar nicht erst entstehen zu lassen.

Wir dürfen die Mathematik zudem nicht als Brücke zur Phantasie begreifen, sondern müssen sie als Mauer gegen sie einsetzen. Wir dürfen sie nicht als Möglichkeit sehen, die Welt zu deuten, sondern nur als Instrument, die Welt zu kontrollieren. Wir dürfen nicht zulassen, dass Kinder oder Erwachsene beginnen, Zahlen zu malen, Gleichungen zu singen oder Kurven zu träumen. All das führt zurück in eine Welt, die wir überwunden haben.

Es ist daher Aufgabe jeder Institution, jeder Schule, jeder Forschungseinrichtung, eines jeden Verantwortungsträgers, die Mathematik von der Sprache der Phantasie zu trennen. Jede Abweichung, jedes Spiel, jede Metapher, gar jeder Versuch dazu muss im Ansatz unterbunden werden. Nur so bleibt gewährleistet, dass die Zahl nicht wieder zur Schwester des Traums wird.

Denn wer in der Zahl ein Bild sieht, der sieht bald im Bild eine Zahl, und dann ist der Kreislauf geschlossen, der uns zurückführt in eine Vergangenheit, die wir nicht wieder betreten dürfen.

Kapitel 10

Sein Name war Soren, doch dieser Name war ihm im Laufe der Jahre so weit von der Zunge gerutscht, dass er sich in der letzten Zeit mehr an das gleichmäßige Atmen der Geräte als an die Silbe klammerte, die ihn einmal von anderen unterschieden hatte, und wenn er am frühen Abend in dem schmalen Bett lag, das mehr eine Lade als eine Ruhestätte war, dachte er nicht an die Summe seines Lebens, sondern an das leise, aus allen Fugen dringende Summen der Anstalt, die eine Ruhe vorgab, die nicht aus Menschen, sondern aus Vorschriften gemacht war, und er spürte, während die Decke über ihm in jenem neutralen Licht schimmerte, das nie ganz Tag und nie ganz Nacht sein wollte, dass etwas in ihm bereits jenseits der Nützlichkeit trieb, ein Rest von Wärme in einer Welt aus Glätte, und dieser Rest, so klein er war, hielt ihn an etwas fest, das keine Tabelle kannte, während sein Körper, sorgfältig gekühlt und überwacht, dem großen Einverständnis entge-

genschaukelte, das man hier den guten Ausgang nannte.

Die Pfleger kamen mit Schritten, die so geregelt waren, dass man, hätte man noch Lust zum Zählen gehabt, ihre Frequenz in die Werte eintragen konnte, die sie selbst notierten, und sie prüften seine Haut, die Sensoren, die Einläufe und die Listen, und sie sprachen in jenem Ton, der keiner ist, weil er nur als Funktion existiert, und sie sagten „gut“ und „stabil“ und „beruhigt“, und alles, was an diesen Worten fehlte, war die Welt, die sie früher einmal bezeichnet hatten, und Soren nickte, ohne zu nicken, er stimmte zu, ohne zu sprechen, denn es gab nichts zu befragen in einer Ordnung, die Antworten anordnet und Fragen als unnötige Erregung verbucht, und doch geschah in den Stunden zwischen zwei Kontrollgängen etwas, das mit dem Zucken eines kaum sichtbaren Lichts begann, nicht im Raum, sondern hinter seinen Lidern, als sei dort, in jenem späten Dunkel, das die Kühlung nicht ganz erreicht hatte, eine schmale Rille offen geblieben, durch die etwas atmete, das nicht atmen durfte.

Er erinnerte sich nicht, erinnerte sich aber doch, in einer Art von brüchigem Schimmern, an eine Hand, die über eine Tischkante fuhr, an ein Wort, das nicht gesagt wurde, an das Geräusch von Regen, der nicht fiel, und er wusste, dass diese Bilder nicht zu ihm gehörten im Sinne der Listen, die aufzeichneten, was er besessen oder geleistet hatte, nein, sie gehörten zu jenem Schatten, der Menschen manchmal begleitet, selbst wenn sie verlernt haben, ihm zu folgen, und wie alle Schatten brauchte er kein Licht, sondern nur einen Körper, und solange dieser Körper da war, würde der Schatten nicht aufhören, sich neben ihn zu legen, mit jener verlässlichen Nähe, die keine Maschine nachbilden kann, weil sie das Nicht-Berechenbare ist, das sich dennoch stets so verhält, als sei es einem Gesetz verpflichtet, das über alle Gesetze hinaus bindend ist.

Das Personal hatte den Ausdruck „Übergang“ für die letzte Etappe reserviert, und es gab eine Karte, auf der ein sauberer Pfeil in eine graue Fläche wies, während daneben schmale Zeilen vorgedruckt waren, in die man die Temperaturkurve und

die Verlaufsglätte eintrug, und Soren betrachtete den Pfeil, wenn sie die Karte über seinem Bett befestigten, und er lächelte nicht, weil ihm die Muskeln dafür fehlten, aber in ihm zog eine dünne, unsichtbare Falte durch jene Region, in der früher die Regungen wohnten, und er dachte, dass es eine seltsame Höflichkeit sei, das Sterben als Übergang zu zeichnen, als würde man von einem Gang in den nächsten gehen, während doch das Eigentliche darin lag, dass man nicht mehr ging, nicht mehr getragen und nicht mehr in die Statistiken der Lebenden gezählt wurde, sondern von einer großen, sanften Unlesbarkeit aufgenommen, die weder Namen noch Nummern, weder Uhrzeit noch Planperiode trug.

Es kam vor, dass die Anstalt in den späten Abendstunden, wenn die Sequenz der Kontrollen sich streckte wie ein Thriller, der in der Partitur vergessen wurde, leiser wurde, als hätte jemand im Mauerwerk den Atem angehalten, und dann hörte Soren Dinge, die nicht da waren, nicht weil sie verboten, sondern weil sie nie verzeichnet worden waren, ein Rauschen zum Beispiel, das einerseits an Wasser erinnerte, das un-

ter Steinen läuft, andererseits an das große, ausdauernde Seufzen der Luft, wenn sie durch Gräser fährt, und er dachte an nichts Bestimmtes dabei, denn er besaß keine Wörter mehr, die sich über die Zeit retten ließen, doch er fühlte, dass das Rauschen nicht draußen verlief, sondern durch ihn, als sei der Körper ein geheimer Kanal, der noch einmal die alten Elemente in sich sortiert, bevor er sie mit einer höflichen Handbewegung zurückgibt an das, woraus er genommen wurde.

Seine Tochter, deren Gesicht eine glatte Ruhe trug, die ihm vertraut vorkam, weil die neuen Generationen in ihr groß wie Fische im stillen Becken geworden waren, besuchte ihn an einem Nachmittag, der weder warm noch kalt war, und sie setzte sich, ohne den Stuhl zu rücken, in die genau für diesen Abstand geplante Nähe, und sie erzählte, ohne zu erzählen, vom Protokoll des Abschieds, das man ihr zugeschickt hatte, und von der Freundlichkeit der Formulierungen, die den Schmerz als Anachronismus vermieden, und sie fragte, ohne zu fragen, ob es noch etwas gebe, das er wünsche, und Soren schloss die Augen,

nicht als Antwort, nicht als Flucht, sondern weil die Frage selbst die falsche war, da das Wünschen immer an das Zukünftige gebunden war, während er inzwischen an einem Ort lag, an dem die Zeit nicht mehr fort, sondern rund ging, wie ein leiser Kreis, der sich schließt, ohne die Stelle zu markieren, an der er begonnen hat.

Einmal, als sie gerade das Laken wechselten und jemand an der Tür den Verlauf bestätigte, glitt ihm ein Hauch von Kühle über die Stirn, nicht dieselbe, die aus den Geräten kam, sondern eine andere, die nach Außen roch, nach Weg und Wetter und der großen, nicht nivellierten Weite, und er hob langsam, sehr langsam, das Lid, und da war nichts als die weiße Decke, deren Saum eine winzige Welle war, und er dachte, ohne zu wollen, an eine Hand, die über Wasser streicht, und er ließ diesen Gedanken vorbeiziehen, so wie man im Schlaf ein Geräusch hört, das man nicht besitzt, und doch daran teilhat, und es war die zarteste Form von Trost, die ihm seit Langem zugestanden wurde, ein Trost, der keine Sprache brauchte, weil er ein Körper war, der sich leise in seinen legte.

Die Pfleger, freundlich und wach, nannten ihn „stabil“, und er wusste, dass dies die höchste Auszeichnung war, die man hier bekommen konnte, denn Stabilität war zur Krone des Lebens erklärt worden, seit man gelernt hatte, die Schwankungen zu glätten, die Menschen früher als Tiefe gedeutet hatten, und Soren gönnte ihnen diese Sprache, so wie man einem Kind eine sichere Leiter gönnt, doch in ihm lag das Wissen, das keine Zahlen macht, dass der Mensch in seinem letzten, wirklich letzten Takt nicht stabil sein will, sondern offen, nicht glatt, sondern durchlässig, nicht kühl, sondern lauwarm, wie die Hand, die man nicht mehr hält, und dennoch spürt, als schlosse sie sich in einem anderen Raum um die eigene.

Wenn die Müdigkeit so groß wurde, dass er die Augen nicht mehr gegen das Zuklappen behaupten konnte, kamen die Bilder, die keine Bilder waren, sondern jene Übergangsformen, die zwischen Hell und Dunkel stehen, wie die dünnen Schichten in Steinen, die ein geologischer Finger ein Leben lang liest, ohne sie zu verändern, und es war, als stünde irgendwo ein Baum,

nicht in einer Landschaft, die man messen kann, sondern in einer Art von Gleichgewicht, das zugleich Wurzel und Wind ist, und es war, als führe irgendwo ein Wasser an einem Stein vorbei, der nicht standhielt, nicht widersprach, sondern die Grenze ermöglichte, an der das Vorbeigehen Sinn bekommt, und er dachte nicht „Baum“ und nicht „Fluss“, denn diese Wörter trug er nicht mehr, doch er fühlte, dass etwas ihn wie ein Echo berührte, das von ihm selbst kam, bevor er Soren war, und weit über ihn hinaus, wenn er es nicht mehr sein würde.

Am Rand der Matratze lag das Protokoll, das die Tochter unterzeichnet hatte, und darauf stand, in der frommen Sachlichkeit der neuen Welt, dass keine abweichenden Reize zugelassen seien, um die Ruhe des Übergangs zu sichern, und Soren, der diese Sätze nicht mehr las, weil sie nicht an ihn gerichtet waren, fühlte trotzdem den Nachklang ihrer Absicht, und er lächelte in sich, denn die Ruhe, die sie meinten, war die glatte, jene, die über alles eine dünne, harte Haut legt, während die Ruhe, die er jetzt betrat, von einer anderen Art war, weicher, tiefer, jene, die man nicht erzeugt, sondern

annimmt, wenn man das Ruder aus der Hand legt, nicht weil man gebeugt, sondern weil man aufgehoben ist.

Es gab Augenblicke, da knisterte die Luft in der Anstalt, als hätte jemand die Frequenz um eine kaum messbare Einheit verschoben, und dann murmelten irgendwo zwei Stimmen in einem Nebenzimmer, die nicht zu Pflegern gehörten, eher zu denen, die selbst auf den Betten lagen, und sie flüsterten von Dingen, die nicht erlaubt waren, nicht, weil sie verboten, sondern weil sie sinnlos waren für diejenigen, die zählten, sie flüsterten von einem Tier, das am Rand eines Feldes stand, und von einem Lied, das keinen Text hatte, und von einem Wort, das, wenn es in den Himmel fiel, eine Spur hinterließ, die keiner las, und Soren verstand nicht, aber er verstand doch, auf jene Weise, die ohne Kopf auskommt, wenn der Körper seiner Sache sicher ist, und er dachte, ehe er einschlief, dass jene, die an der Tür stehen, die er nun erreichte, wahrscheinlich nie von der Anstalt gehört haben, und doch immer dort seien, wo jemand die Hand von der Decke löst.

Einmal kam der Arzt, der die Station leitete, und er war freundlich in dem Sinne, der aus der Ordnung kommt und nicht aus der Tiefe, und er setzte sich an das Bett, nicht zu nahe, nicht zu fern, und er sagte, dass der Übergang normal verlaufe, und er sprach wenige Sätze, die über viele Jahre geschult worden waren, um nichts Falsches zu geben, nichts Falsches zu nehmen, und Soren hörte zu, ohne zu hören, denn in ihm formte sich gerade eine Welle, die nicht auf die Sprache traf, sondern auf den Rand einer großen, hellen Fläche, die die Decke nicht war, und er nickte, und der Arzt stand auf, mit jener leichten Bewegung, die man lernt, wenn man nicht verweilen soll, und der Raum faltete sich wieder in die Stille, die er inzwischen ernst nahm, weil sie jene Sorte von Wahrheit enthielt, die alle Geräusche zwar duldet, aber nicht braucht.

Gegen Ende, wenn man das Wort noch gebrauchen will, geschah etwas, das weder groß noch klein war, eher das Genaueste, was ihm in diesem Leben widerfahren ist, nämlich, dass ein Klang, ein sehr dünner, durch seine Brust ging, der nicht weh tat, nicht staunen ließ, nicht rief, sondern nur

anzeigte, dass die Dinge ihren Platz wechselten, und er dachte, in der langsamen, unaufgeregten Geschwindigkeit, die man nur kennt, wenn man nichts mehr erwarten muss, dass er jetzt nicht mehr zählen würde, dass er nicht mehr gewogen, nicht mehr vermessen, nicht mehr bewertet würde, sondern dass die Ordnung, der er so lange gehorcht hatte, ihn an eine größere übergab, die keine Tabellen führt, und er fand darin keinen Trotz, keine Abrechnung oder eine Form der Reue, sondern nur ein leises Einverständnis, das sich nicht mit ihm, sondern mit allem schloss, was sich ohne Portfolio und ohne Genehmigung bewegt.

In der Stunde, in der die Pfleger die letzte Kurve auf dem Panel betrachteten und jemand in einem Nebenraum ein Protokoll entfaltete, das eine Zeile „vollzogen“ nannte, war Soren schon jenseits der Notwendigkeiten, und wenn man jetzt fragte, ob er etwas gesehen habe, so wäre die richtige Antwort, dass die Frage selbst sich auflöste wie Salz in Wasser, denn es war nicht ein Sehen und nicht ein Hören und nicht ein Denken, sondern der Zustand, in dem die

Dinge nicht mehr vor, nicht mehr hinter, nicht mehr neben, sondern miteinander sind, wie zwei Hände, die sich in einem Becken mit lauwarmem Wasser im Dunkeln finden, ohne Name und ohne Eile, und dass in diesem Zustand weder Glanz noch Armsein, weder Stolz noch Versäumnis ein Gewicht trugen, sondern nur das Leichte, das man mitbringt, wenn man nichts mehr zu tragen hat.

Man hätte, wenn man sich an die alte Weise klammern wollte, behaupten können, dass in seinen letzten Momenten ein Schatten von Phantasie an ihm vorübergezogen sei, eine Art Bild, das die Kühlung nicht erreicht, ein Rest Licht, der die Kurve der Zahlen durchbohrt, doch dies wäre nur wieder die Sprache derer gewesen, die die Dinge in Gegensätze ordnen, um sie vor sich selbst zu schützen, denn in Wahrheit war nichts vorbeigezogen, nichts geblieben, nichts eingedrungen, sondern alles hatte sich geglättet in jener Art von Gleichmut, die keine Gleichgültigkeit ist, sondern das Einverständnis, an dem selbst der Stein teilnimmt, wenn er im Wasser

liegt und nichts will, als Stein im Wasser zu sein.

Die Tochter kam am nächsten Morgen, und als sie den Raum betrat, unterschied er sich nicht von dem, was er am Vortag gewesen war, die Geräte summten, die Paneele waren gedimmt, die Laken glatt, der Geruch neutral, und doch war alles anders, weil etwas nicht mehr zählte und nicht mehr gezählt wurde, und die Tochter blieb an der Tür, mit einer Bewegung, die so klein war, dass nur jene sie sehen, die gelernt haben, auf Ränder zu achten, und sie ging an das Bett, und sie legte die Hand, ohne Programm, auf die Stelle, an der keine Wärme mehr war, und sie stand ein wenig, nicht lange, und sie ging wieder, nicht weil die Zeit drängte, sondern weil alles getan war, was in einer Ordnung getan werden kann, wenn sie an ihre Grenze tritt und höflich beiseite tritt vor etwas, das sie nicht kennt.

Als man die Akte schloss und die Karte mit dem Pfeil in einen Schacht gleiten ließ, der dafür vorbereitet war, fiel für den Bruchteil einer Sekunde ein schmaler Strahl aus dem Oberlicht, den niemand absichtlich

gerichtet hatte, auf die graue Fläche, und die Linie, die dort gezeichnet worden war, gewann, nur in dieser Sekunde, einen Hauch von Neigung, als wollte sie nicht auf das Ziel, sondern von ihm fortweisen, und kein Auge nahm es wahr, oder wenn ein Auge es wahrnahm, so notierte es nichts, und dennoch war es geschehen, klein wie das Zucken eines Säuglingsfingers, wenn er den leeren Raum greift, und groß wie der Atemzug, mit dem eine Welle bricht, ohne zu wissen, ob sie Meer oder Ufer ist.

Doch wenn es in einer Welt, die so sorgfältig jeden Rest löscht, überhaupt etwas gibt, das bleibt, dann vielleicht dieser nichtssagende Umstand, dass eine Falte in einem Laken noch ein paar Minuten braucht, um sich zu legen, und dass in dieser Falte mehr Wahrheit liegt als in einer ganzen Wand aus Diagrammen, nicht weil sie etwas bedeutet, sondern weil sie nichts bedeutet und doch da ist, wie die Spur eines Vogels im nassen Sand, die der nächste Wind nehmen wird, ohne zu fragen, wohin, und die, solange sie sichtbar ist, allen gehört, die nicht mehr wissen, wie man schaut, ohne zu messen.

Später, viel später, wenn in einem der Gänge, in dem das Licht immer auf derselben Höhe brennt, jemand die Protokollbox neu bestückt und einen Zettel fallen lässt, der unter einen Wagen rollt, wird ein junger Pfleger ihn hervorziehen und, ohne hinzusehen, in den richtigen Schlitz stecken, und der Zettel wird, ohne die Reihenfolge zu stören, exakt an der Stelle auftauchen, an der nach Ordnung ein Zettel auftauchen muss, und niemand wird wissen, dass auf der Rückseite eine winzige, kaum sichtbare, unsaubere Linie mit dem Fingernagel gezogen worden ist, die nichts darstellt und doch in ihrer winzigen Reibung sagt, was Soren in seinem letzten Atem nicht mehr gesagt hat, nämlich, dass der Übergang keine Richtung kennt, sondern nur einen Takt, der so leise ist, dass er das Summen der Geräte nicht übertönt und dennoch größer ist als alles, was sie je zu zählen vermochten.

So endete nichts, und es begann nichts, denn die großen Wörter haben in diesen Räumen keinen Sitz und Wert an sich mehr, es legte sich nur eine Schicht von Stille über eine andere, und wo zwei Schichten Stille

sich berühren, kann ein Mensch, wenn er sehr alt und sehr müde ist, und wenn die Welt in ihm allmählich die Temperatur annimmt, die sie draußen hat, noch einmal den Hauch eines Himmels ahnen, in dem nichts geschrieben steht außer der dünnen, unlesbaren Spur eines Wortes, das fallen durfte, ohne zu knallen, und das im Fallen nicht verlorenging, sondern durch alles hindurchging wie Wasser durch ein Gewebe, das es nicht fängt und dennoch trinkt, und wenn es dafür eine Zahl gäbe, wäre sie nicht für uns, die wir sie so oder so wohl nicht verstehen könnten.

Kapitel 11

Wir legen dieses Dokument in der Absicht nieder, die Dinge so zu sagen, wie sie sind, ohne Überschuss oder Mangel, ohne jene alten Schwankungen, die in anderen Zeiten als Stil galten und heute als Lärm verstanden werden, denn die Gesellschaft hat einen Zustand erreicht, in dem die Darstellung der Wirklichkeit nicht mehr von Bildern getragen werden muss, sondern

von der ruhigen Abfolge überprüfbarer Sätze, und wenn wir dabei in der ersten Person Plural sprechen, so nicht, um uns zu erhöhen, sondern um anzuzeigen, dass hier kein Einzelner spricht, sondern eine Ordnung, die sich selbst prüft und für ausreichend befunden hat.

Wir stellen fest, dass die maßgeblichen Zielgrößen erreicht worden sind: Die Phantasie, verstanden als unkontrollierte Generierung mehrdeutiger innerer Bilder mit affektiver Überladung, ist in der Bevölkerung weitgehend erloschen; die Restaktivität liegt im niedrig einstelligen Bereich, verteilt über Alterskohorten, ohne signifikante Clusterdichte, und dort, wo sie auftritt, ist sie in der Regel spontan remittierend oder durch standardisierte Maßnahmen rasch zu glätten, was nicht bedeutet, dass wir sie verharmlosen, sondern dass wir sie korrekt als Residuum benennen, das keine tragfähige Dynamik mehr entfaltet, solange die Strukturen, die wir geschaffen haben, in Kraft bleiben.

Wir vermerken, dass die Sprache im öffentlichen und privaten Bereich auf ein Maß an Transparenz gebracht wurde, das

frühere Generationen für unmöglich hielten, und dass die Eliminierung metaphorischer Restformen zu einer deutlichen Reduktion unbeabsichtigter Affektmobilisierung geführt hat; Berichte, Anweisungen, Nachrichten, Lehrinhalte verlaufen in einem Register, das die Verständlichkeit maximiert und das Missverständnis minimiert, wobei die wenigen noch auftretenden „verspielten“ Ausdrücke in familiären Randbereichen eher als automatische, nicht-intentionale Reflexe zu werten sind denn als bewusste Rückfälle in die Bildsprache, was natürlich nicht davon entbindet, auch sie zu korrigieren, denn eine Ordnung, die bestehen will, muss die Kleinheit des Abweichenden ernst nehmen, gerade weil es klein ist – und bevor sie durch Ignoranz zu etwas Größerem erwachsen kann.

Wir halten fest, dass die Kühlung, einst ein Pilotprogramm, heute Bestandteil der alltäglichen Hygiene geworden ist: Es wird weder gefürchtet noch verklärt, sondern als das genommen, was es ist, eine verlässliche Technik zur Senkung der affektiven Grundtemperatur, und die Ergebnisse belegen, dass Menschen, die nicht mehr von inneren

Ausschlägen getrieben werden, über längere Zeiträume stabilere Entscheidungen treffen, verlässlicher arbeiten, ruhiger schlafen; wir übersehen dabei nicht, dass manche Beobachter in früheren Jahren eine „Nivellierung“ beklagten, als ob die Welt dadurch ärmer geworden sei, dass sie nicht mehr in Höhen und Tiefen gestaffelt ist, doch wir bemerken nüchtern, dass es nicht Aufgabe der Welt ist, reich an Ausschlägen zu sein, sondern tragfähig, und Tragfähigkeit entsteht aus Gleichmaß, nicht aus Exzessen.

Wir weisen die verbreitete, aber unbegründete Behauptung zurück, Ordnung müsse versteckt werden, um zu funktionieren; im Gegenteil, ihre Wirksamkeit beruht auf Sichtbarkeit: Die glatten Straßen, die gleichmäßigen Lichter, die ruhigen Stimmen, die gesellschaftliche Gleichorientierung sind keine Masken, sondern Formen des Lebens, die nicht mehr auf Überraschung angewiesen sind, und wer dennoch von „Leere“ spricht, übersieht, dass Leere nur im Vergleich zu einer Vergangenheit empfunden wird, die als Maßstab nicht mehr taugt, weil sie aus anderen Voraussetzungen sprach; gegen jedes nostalgische

Argument genügt das einfache Protokoll der Gegenwart: weniger Gewalt, Irrtum, Angst.

Wir bestätigen, dass das Bildungswesen von Grund auf erneuert wurde: Kinder wachsen ohne Märchen auf, ohne die alten Geschichten, die so taten, als wären sie harmlos, und trugen doch die Keime der Unruhe in sich; sie lernen früh, wie Dinge funktionieren, wie Gründe und Folgen geordnet sind, wie Sprache eingesetzt wird, um zu bezeichnen, nicht, um zu beschwören, und diese frühe Klarheit führt dazu, dass spätere Korrekturen seltener nötig werden; dort, wo in Einzelfällen das Bedürfnis nach „Spiel“ auftaucht, steht ein Repertoire an motorischen und logischen Übungen bereit, die Energie binden, ohne innere Bilder zu erzeugen, und der Effekt ist eindeutig: Bewegung ohne Mythos, Freude ohne Rausch, Tätigkeit ohne Nebenbedeutung.

Wir haben nicht vergessen, dass die Übergangszeit härter war als die Gegenwart, und wir verkennen nicht, dass sich damals zwei Lager mit einer Heftigkeit bekämpften, die auf beiden Seiten Affekte

mobilisierte, die wir heute nicht mehr verherrlichen würden; wir haben jene Periode nicht verklärt, sondern archiviert, denn nur was archiviert ist, kann kalt betrachtet werden, und die kalte Betrachtung lehrt, dass Halbheiten die gefährlichsten Zustände sind: Solange der Traum noch offiziell geduldet, die Zahl noch heimlich ästhetisiert, die Sprache noch doppeldeutig war, schien alles möglich, und eben diese Möglichkeit ist das Gift, das den Entschluss verzögert; was uns heute als „natürlich“ erscheint, war die Folge einer finalen Entscheidung, und wenn wir sie einmal gefällt haben, war sie nicht mehr schwer.

Wir nehmen zur Kenntnis, dass es theoretische Einwände gibt, die die Mathematik selbst als potenziellen Träger von Phantasie verdächtigen, und wir ignorieren sie nicht, sondern entgiften sie, indem wir die Zahl strikt im Register ihrer Funktion halten, als Messung oder Modell; wir dulden keine poetische Kolorierung, kein Sprechen von Eleganz, Schönheit, Unendlichkeit, wo Werte, Methoden, Grenzen und vordefinierte Wege genügen, und wir erinnern daran, dass selbst dort, wo die Zahl abstrakt wird, ihr

Zweck derselbe bleibt: das Reduzierbare zu reduzieren und das Vergleichbare zu vergleichen; wir überlassen das Sprechen über „Harmonie“ jenen, die vergessen haben, wohin Harmonie in früheren Jahrhunderten geführt hat, nämlich in eine Musik der Gefühle, die das Denken übertönte.

Wir bestätigen, dass die Archive bereinigt sind; die Überlieferungen, die sich jeder Eindeutigkeit entziehen, wurden isoliert, geprüft, vernichtet oder, wo Vernichtung nicht geboten war, so gesichert, dass sie nicht mehr als Anreiz wirken; der Zweck des Archivs ist nicht die Erregung, sondern die Kühlung der Vergangenheit, und nur was kühl ist, wärmt nicht mehr, und nur was nicht mehr wärmt, erzeugt keine Sehnsucht, und nur ohne Sehnsucht bleibt die Gegenwart, was sie sein soll: ausreichend.

Wir räumen ein, dass es Restgeräusche gibt, die nicht immer zu lokalisieren sind, flüchtige Phänomene, die Grenzwertüberschreitungen hervorrufen: das unwillkürliche Summen in einer Küche, die unauswertbare Kritzelei am Rand eines Tisches, das im Schlaf gestammelte Wort eines Kin-

des, das nichts bedeutet und dennoch als Form wahrgenommen wird; wir bezeichnen sie nicht als Gefahr, aber auch nicht als harmlos, denn der Unterschied zwischen Gefährlichkeit und Harmlosigkeit ist in einer Ordnung, die bestehen will, weniger eine Frage der Größe als der Konsequenz, und unsere Konsequenz besteht darin, sie weder zu dramatisieren noch zu ignorieren, sondern sie in das Maß zurückzudrängen, das sie von selbst verlassen wollen, und in diesem Zurückdrängen liegt weniger Gewalt als Geduld, weniger Härte als Ausdauer, und Ausdauer ist die höflichste aller Strafen.

Wir erkennen die Disziplin der Exekutorinnen und Exekutoren, der Ärztinnen und Ärzte der Kühlung, der Lehrenden, der Archivierenden und der Prüfenden an, und wir wissen, dass auch eine Ordnung nicht ohne Menschen auskommt, die sie tragen; wir beanspruchen für sie kein Heldentum, denn Heldentum gehörte zu einer Ära der Erzählung, sondern Gelassenheit, die sich an der Abwesenheit von Ausnahmezustand messen lässt; dort, wo es innere Reibung gibt, lösen wir sie nicht durch Komplimen-

te, sondern durch Verfahren, und das Verfahren ist unser eigentliches Lob.

Wir verweisen auf die Bilanz der letzten Planperiode: Die Aufschubraten sind gesunken, die Fehlentscheidungen bei Zuteilungen haben abgenommen, die Zahl der Konflikte, die aus missverstandenen Symbolen entstanden, ist gegen null gegangen, der Energieverbrauch für die Korrektur innerer Zustände ist kalkulierbar geworden; wir haben gelernt, die Nacht nicht mehr zu fürchten, weil sie nicht mehr die Bühne des Unberechenbaren ist, sondern ein Intervall der Pflege; wir haben gelernt, den Tag nicht mehr zu steigern, weil er ohne Steigerung tragfähiger ist; wir haben gelernt, dass das Begehren, etwas „mehr“ sein zu lassen, die sicherste Einladung an den Rückfall ist.

Wir hören die Frage, ob ein Leben in Gleichmaß „genug“ sei, und wir nehmen sie ernst, indem wir sie umdrehen: Was hieße ein Leben, das nicht genug ist; woraus bestünde es, wenn nicht aus der Erwartung eines Mehr, das im Augenblick seiner Erfüllung neue Erwartung erzeugt; ist nicht gerade diese Kette die eigentliche Unfreiheit, gegen die wir so lange vergebens an-

argumentiert haben; und ist nicht die Freiheit, die wir meinen, die Ruhe, in der die Erwartung selbst erlischt, weil sie durch die Stabilität überboten wurde; wenn dies eine Neudefinition ist, so ist sie die letzte, die wir brauchen.

Wir halten fest, dass es keinen Nutzen hat, den Begriff „Menschlichkeit“ gegen die Ordnung zu wenden; Menschlichkeit war in früheren Jahrhunderten der Name für einen Kompromiss, der die Unruhe romantisch überhöhte und die Klarheit misstrauisch betrachtete; in unserer Gegenwart bedeutet Menschlichkeit die Abwesenheit von Zumutungen, die aus inneren Bildern stammen; wo keine Zumutung ist, ist Schonung; wo Schonung ist, ist das, was früher „würdevolle Ruhe“ hieß; es ist keine kleine Leistung, diese Ruhe praktisch herzustellen.

Wir markieren einen Punkt, der in den Berichten selten sichtbar ist, weil er nicht in Zahlen aufgeht: Die Erinnerung an das, was wir nicht mehr sind, schwindet, und mit ihr schwindet der Impuls, es wieder werden zu wollen; der kürzeste Weg zur Beständigkeit führt nicht über das Verbot allein, sondern über das Vergessen; wir ha-

ben nicht verordnet, zu vergessen, wir haben das Vergessen ermöglicht, indem wir die Voraussetzungen des Erinnerns entzogen; das ist leiser als Verbot und leiser als jede Rede darüber, warum etwas nicht mehr sein soll, und eben deshalb wirksamer.

Wir benennen die verbleibenden Aufgaben ohne Pathos: die Schritte zur restlosen Entpoetisierung der sogenannten „Randwissenschaften“, in denen Figuren gern von „Paradoxien“ sprechen, als wären sie Einladungen zum Staunen statt Aufforderungen zu Präzision; die fortgesetzte Schulung der Sprache gegen den Reflex, aus Ordnung ein Ornament zu machen; die dienstfreundliche Weiterentwicklung der Kühlung, soweit sie dem Maß dient, das wir halten; die Pflege des Archivs als Ort der Kälte; die geduldige, nicht nachlassende Standardisierung der Privaträume, in denen die letzten Reste am längsten zirkulieren, nicht aus Widerstand, sondern aus Trägheit.

Wir lassen durchblicken, weil Offenheit Stärke ist, dass kein System die absolute Null erreicht, weder in der Temperatur noch in der Phantasie; es bleibt Bewegung

in den kleinsten Partikeln, und es bleibt Restlicht in den gedämpften Räumen, und dies zu wissen ist keine Schwäche, sondern Teil der Methode, denn wer den Rest einkalkuliert, verhindert seine Verwandlung in ein Ganzes; wir sind nicht naiv, wir sind nicht stolz, wir sind geübt.

Wir legen zum Schluss einen Satz ab, der im Protokoll so unauffällig wie nötig erscheinen mag und doch das ganze Verfahren enthält: Die Ordnung ist nicht die Abwesenheit des Anderen, sondern seine Unfähigkeit, mehr als Spur zu sein; solange das Andere Spur bleibt, bleiben wir ruhig; wird es Stimme, antworten Verfahren; wird es ein mehrstimmiger Chor, antwortet die mehrebenige Struktur; mehr braucht es nicht, weniger darf es nicht sein.

Wir schließen diese Bilanz ohne Triumph, weil Triumph eine Form der Erregung ist, und ohne Trauer, weil Trauer eine Form des Rests ist, und mit einem Blick, der nicht über das Notwendige hinausgeht: Die Stadt ist still, die Nacht ist pflegeleicht, der Tag ist planbar; die Kinder lernen, ohne gefragt zu werden, was sie sich wünschen; die Alten schlafen, ohne in Geschichten zu

fallen; die Arbeit fließt, ohne Bilder zu erzeugen; die Zahlen bewegen sich, ohne gedeutet werden zu wollen; wir sind, was wir wollten, nicht weil wir es begehrt haben, sondern weil wir es eingerichtet haben, und Einrichtung ist das Gegenteil von Sehnsucht.

Wir fügen, der Vollständigkeit halber und um Missverständnisse auszuschließen, eine letzte Bemerkung in die Randspalte ein, die weder Anweisung noch Warnung ist, sondern ein Merkposten der Wachsamkeit: Sollte irgendwo, irgendwann, hinter einer Wand, in einem Gang, auf einer Platte, in einer Hand, ein Zeichen auftauchen, das keine Funktion hat, so ist nicht zu fragen, was es bedeutet, sondern zu verfahren, wie es das Protokoll verlangt; die Frage nährt, das Verfahren glättet; die Frage verlängert, das Verfahren beendet; wir sind nicht gegen Fragen, wir sind gegen Verlängerungen, und in dieser einfachen, unpoetischen Wahrheit besteht die kalte Ruhe, die wir uns selbst und allen anderen schuldig sind.

Wir unterschreiben nicht mit Namen, weil Namen wieder Geschichten laden, und

wir heften kein Siegel an, das Schönheit behauptet, weil Schönheit entbehrlich ist; wir lassen das Dokument dort liegen, wo es liegen soll, zugänglich und jederzeit durch jeden überprüfbar, und wenn in ihm etwas fehlt, dann fehlt es, weil es entbehrlich ist; wenn in ihm etwas zu viel ist, dann ist es zu viel, weil es sich nicht anders sagen ließ; das Übrige ist Betrieb, und Betrieb ist Würde in einer Zeit, die mit dem Wort „Sinn“ nichts mehr beweisen muss.



Dion Fortune (Violet Mary Firth, 1890–1946)

DIE BRÜCKE ZU GOTT

Einstein 148

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird:

– Fortune, Dion: Die mystische Kabbala.
Edition Aurinia, Hamburg 2004.

Wir stoßen bei unseren Betrachtungen immer wieder auf dieselbe Frage oder Überlegung: die gesamtseiende Welt, sie ist zweifellos vorhanden. Doch wie erklärt man sich diese Präsenz, insbesondere, wenn man bedenkt, daß nichts von Nichts kommt. Hierzu wiederum Dion Fortune:

„Für den Materialisten ist das materielle Universum ein unlösbares Rätsel, denn er versucht, es mit Erklärungen, die ebenfalls der materiellen Ebene entstammen, zu entschlüsseln. Das funktioniert in keiner der Gedankensphären. Nichts kann aus sich selbst heraus erklärt werden, es muß immer als Teil eines größeren Ganzen verstanden werden.“ (Fortune: Kabbala, S. 352)

Dies ist zweifellos richtig. Denn, wenn man materiell zurückfragt, wovon etwa auch die Philosophen seit langer Zeit schon abraten, so führt man eine Sache stets auf eine andere zurück (so, wie der Sohn vom Vater abstammt, dieser vom Großvater und so weiter). Dann aber ist man im Kreislauf der materiellen Befindlichkeiten befangen. Und so, endlos materiell zurückfragend, ist man der „schlechten Unendlichkeit“ Hegels ausgeliefert, will sagen, man reiht Zahlen an leere Zahlen, ohne den (geistigen) Inhalt zu bedenken.

Man sehe beispielsweise nur Fichte, wie er diesen Gedanken, daß jede Sache auf jeweils eine andere (materielle) Sache zu-

rückzuführen wäre, in Zweifel zieht, mithin konsequenterweise ablehnt.

Was, Verzeihung, macht der „materielle Wissenschaftler“, um bei Wahrung seiner materiellen Sichtweise diesem Dilemma eines also alleine aus der Materie zu begründenden Universums zu entkommen?

a) Heutzutage sucht er im Nichts nach Spuren des Seins, mit selbigen will er das Universum begründen. Indes aber, wenn das Nichts besagte unterstellte oder erhoffte Spuren von Sein aufweist, dann ist das Nichts nicht das Nichts. In diesem scheinbaren Nichts wird dann, materiell denkend, genau der Punkt, der uns zur Lösung dieser Frage bringt, unterschlagen. Mit anderen Worten: der Geist, den man sich hinter oder in allen Dingen hinzu denken muß, fällt heraus. Mit anderen Worten: Gott, jene unsichtbare Macht hinter und in allem, wird insofern unterschlagen.

b) Andererseits maßt sich der materiell orientierte Wissenschaftler angesichts des vermuteten Urknalls, aus welchem das Universum gefolgert wird, an, daß seinerzeit (vor etwa 14 Milliarden Jahren) das Nichts explodierte. Nicht wahr, das befremdet.

Man bedenke, wenn auch in salopper Weise: das Nichts kann in Ermangelung eines Arschlochs nicht einmal einen Furz lassen. Jetzt aber explodiert es sogar. Vermutlich, um die Verlegenheit der materiellen Ausdeuter offenzulegen und zu enthüllen. Denn über das materielle Sein hinaus muß es ja wohl noch etwas anderes geben, sonst könnte man das materielle Sein nicht begründen oder erklären.

Wir gelangen hier aber (indem wir notwendigerweise Gott in die Überlegung mit einbeziehen) auf eine ganze andere Ebene der Betrachtung. Jetzt ist das uns so gediegen erscheinende materielle Universum bloß noch ein Vorhang oder eine Vorführbühne für etwas oder mehr (immer Gott im Hintergrunde), was sich da in Wirklichkeit abspielt:

„... in denen die Welt das sichtbare Bühnenbild eines unsichtbaren Netzwerkes von Kräften darstellt.“ (Fortune: Kabbala, S. 372)

Man fühlt sich also in die Angelegenheiten der Welt mitunter auch in unheimlicher Weise hineingezogen, und

„... der Esoteriker ... macht dabei die Erfahrung, daß ein subtiler Aspekt seiner eigenen Natur und seines eigenen Bewußtseins auf diese Kräfte reagiert, und, wie er zufrieden feststellt, die Kräfte auch auf ihn.“ (Fortune: Kabbala, S. 374)

Mit anderen Worten, der (geistige) „Hintergrund“ des Universums ist präsent und vorhanden, und mitunter, wenn wir es gar nicht ahnen oder denken, zeigt er sich oder seine Wirkung. Wir sind in das Universum eingewoben. Wir sind ein Teil von ihm. Es wäre merkwürdig, wenn seine Spuren unbemerkt an uns vorübergingen.

Wir sind ein Teil des Universums. Jeder Teil ist notwendig, der Kosmos kann nicht auf das kleinste Partikel (oder auch auf die geringste Wellenausstrahlung) verzichten. Wir reagieren, wie zitiert, auf das Universum, und das Universum (also in letzter Instanz: Gott) reagiert auf uns. So ist alles,

uns inklusive, in das große Ganze eingewoben. Ist diese Erklärung des kosmischen Schauspiels für uns arme Erdenbürger zu hoch gegriffen?

Nun stelle man sich aber einmal vor, Gott, den es wirklich gibt, greift in die Welt ein. So etwa in den „Esoteriker“, oder jedenfalls zu dessen Gunsten. Das wäre oder ist real, wenngleich unverstanden. Was macht die gewöhnliche physikalische Wissenschaft (welche auch Einstein vertritt) daraus? Nichts.

Man spricht dann nicht von zu allermindest subjektiv nachvollziehbaren Tatsachen, sondern von – den gewöhnlichen physikalischen Forscher abstoßenden – Wunderdingen. Er aber lehnt seelisch zu begründende „Wunder“ ab, welche man aber nicht so einfach nachmachen oder wiederholen kann, weil ja auch eine andere (höhere) Instanz bei denselben mitwirkt. Lehnt der materiell orientierte Forscher indes damit auch das ganze Universum ab, welches man ja auch nur wunderbarer Weise erklären kann? Weil es, wie so häufig betont, nicht aus Nichts kommt oder kommen kann, aber woher dann?

Schlichte Antwort darazf: dies ist Gottes Welt. Sie ist aber auch unsere.

„Weißt du denn nicht, daß du der Tempel des lebendigen Gottes bist?’ hat einmal ein großer Mann gesagt.“ (Fortune: Kabbala, S. 389)

Ist das zu hoch, zu weit gegriffen? Nein, mitnichten! So kommen wir der Welt und ihrer wirklichen Beschaffenheit näher, ohne erklärende Ausweichmanöver, wie auch Albert Einstein (um uns offensichtlich zu beeindrucken) sie ausübt. Ist Gott ein übler, mit Tricks arbeitender Taschenspieler? Steht er an der Seite jener, welche, um ihn zu „erklären“, schlicht und einfach wegdiskutieren? Desgleichen mitnichten. Wie ist Gott mitsamt dem großen Rätsel, das alleine das Sein aufgibt, zu ergründen?

Wie wäre es da – erneut und immer wieder – mit Gottes Selbst-Erkenntnis? Das wäre oder vielmehr ist doch ein triftiger Grund, warum er das Universum geschaffen habe, oder warum er es zu allermindest verantwortet. Arbeitet so ein Trickbetrü-

ger? Es gelten doch allüberall die von ihm angelegten Vorschriften und Regeln!

Gott ist also vorhanden, und – wie wir möglicherweise verblüfft zur Kenntnis nehmen müssen – er handelt. Ach, wir Armen, sind jetzt Wunder angesagt? Wunder, aller Orten? Das, wird uns listig verkündet, wäre uns aufgefallen (das mit den Wundern). Und in der Tat, Wunder, das sind die Gegebenheiten, welche ja gerade den normalen, gottgelegten Rahmen sprengen. Indes aber, wohlgemerkt, Gott handelt. Stellt sich also die schlichte Frage, wie macht er das, Gott, indem er aktiv wird?

Man bedenke hierzu, Gott steht die ganze Welt (auch unsere irdische Planetenumgebung) zur Verfügung. Soweit nach Sachlage der vorliegenden Dinge zu beurteilen, geht Gott immer den einfachsten Weg. Soll er, Gott, sich also anstrengen und bemühen, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen, oder geht das nicht auch viel einfacher? Es geht viel einfacher! Gott wählt stets diesen einfachsten Weg, wie sieht dieser dann aber aus?

„Wir täten besser daran, davon auszugehen, daß das Ergebnis einer magischen Handlung durch natürliche Kanäle zum Ausdruck gebracht wird, als zu erwarten, daß ein Eingriff in die Natur geschieht...“ (Fortune: Kabbala, S. 389 f)

Wir entnehmen also, Gott, indem er die „natürlichen“ Wege geht, benutzt für seine Zwecke also die Natur. Darum ist es ja auch so schwierig, Gottes Eingriffe in die Natur von selbstverständlich vorhandenem, überwiegend natürlichem Geschehen zu unterscheiden.

Ich erinnere hier nochmals mit Nachdruck an den historischen Umstand, wie die Engländer und Japaner zu Gott beteten, er möge ihnen die angreifenden Feinde (hier Spanier und Mongolen), egal, auf welche Weise, vom Leibe halten. Erforderlich hierfür war natürlich eine bewaffnete Streitmacht. Insbesondere aber – und das ist hier von besonderer Bedeutung – wirkte das verheerende Wetter ganz im Sinne der Angegriffenen (denn um Gottes Unterstützung, egal, wie dieser Beistand ihnen zuteil

werden würde, hatten sie ja gefleht und gebetet).

Nähere Einzelheiten zu diesen und vielen weiteren entsprechenden Ereignissen entnehme man bitte meinem diesem Thema gewidmeten Buch „Die wahre Geschichte“. Es geht also, um dies nochmals zu erwähnen, um das herbeigewünschte, herbeigesehnte Eingreifen Gottes in die Geschichte. Aber, wohlgemerkt, durch natürliche Mittel. Wie also dem ohnehin vor Ort gerne ungestümen Wetter, was es deutlich erschwert, den Unterschied zwischen natürlichen und zusätzlich verabreichten Vorgängen zu erkennen.

„Wenn wir begriffen haben, wie die Natur arbeitet, werden wir auch verstehen, daß Gott natürliche Wege geht. Er benutzt die ganz natürlich geschaffenen Kanäle.“ (Fortune: Kabbala, S. 391)

Das Wunderbare ist uns also näher, als wir denken oder jeweils ahnen. Was wiederum daran liegt, daß Gott, wie zitiert, verdeckt oder vielmehr „natürlich“ arbeitet. Aber das gesamte Universum ist ja sein Werk (oder

er verantwortet es zumindest auf jeden Fall). Warum sollte er dann nicht auch beispielsweise in das irdische Wettergeschehen auf natürlich erscheinende Weise eingreifen können, wo doch Natur und Magie sich insofern ergänzen? Dabei dürfen die Wünsche oder Gebete der Menschen nicht vergessen werden. Als Teil der Welt können wir uns an ihren Urheber oder Verantwortlichen wenden. Es erfüllt sich demnach, was man wünscht, und noch mehr, was man dringend herbeifließt.

Wir entnehmen, Gott ist uns näher, als wir denken.

Indes, die vordergründig, auch die physikalisch orientierten „Experten“ sehen das überhaupt nicht oder jedenfalls anders. Nach ihrer Vorstellung sind zur Erkenntnis des Universums nur „handfeste“, materielle, physikalische Fakten zugelassen. Zudem solche, welche sich per Knopfdruck wiederholen lassen. Die Gottes-Erkennntnis hingegen ist geistig, und eine Wiederholung insofern ist wohl möglich, sie obliegt aber der großen Gestalt (Gott) im Hinter- oder vielleicht doch eher auch im Untergrunde (denn hier spielen ja unterbewußte Fakto-

ren auch im Menschen eine entscheidende Rolle).

Begünstigt wird dieses Mißverhältnis durch den Umstand, Gott geht immer seine eigenen, uns oftmals in Erstaunen versetzenden Wege. Und er läßt sich stets Zeit für sein Beginnen. Wir bekommen unser unabdingbares „Wunschpaket“ also für gewöhnlich nicht umgehend geliefert. Und wenn wir es erhalten, sieht es substantiell mitunter ganz anders aus, als wir erwartet hätten. So aber ist es, wenn jemand handelt, der, wie Gott, über den höheren Überblick verfügt.

Zugang zu Gott, Ansprache seiner? Wie geht das vor sich? Nun, wir sagten schon, Gott ist uns näher, als wir denken. Wie ist das möglich?

„Die Mysterien der Natur beschäftigen sich mit den verschiedenen Wegen des Zugangs zum höchsten Bewußtsein über das Unterbewußtsein.“ (Fortune: Kabbala, S. 401)

Zur Erinnerung, wir alle verfügen über ein Oberbewußtsein, mit welchem wir etwa

diese Zeilen lesen; ein Vorbewußtsein, mit welchem wir derzeit nicht benötigte, indes gespeicherte Erinnerungen jederzeit abrufen können (zum Beispiel unsere Hausnummer oder unser Geburtsdatum); und über ein Unterbewußtsein, das mit dem, was etwa Sigmund Freud schreibt, nur wenig zu tun hat.

Dieses, unser Unterbewußtsein ist ein mächtiger, selbständiger, also von unserem Ich unabhängiger Faktor in uns drinnen. In früheren Zeiten nannte man es auch Dämon oder Genius. Später wurde es als Seele bezeichnet. Es ist also eine aus eigenen Erwägungen heraus handelnde Größe in uns. Sie verschafft uns über das normale Maß hinausgehende Informationen. So warnt sie uns vor drohenden, bevorstehenden Gefahren. So regt sie uns stets an bei unserem Bemühen und Beginnen. Sie hilft uns, daß wir denken und uns überhaupt erinnern. Kurzum, man muß diese unterbewußte Größe in uns als unseren besten Freund und Helfer bezeichnen (ohne den wir, wohlgemerkt, glattweg verloren, im engeren Sinne nicht vorhanden wären).

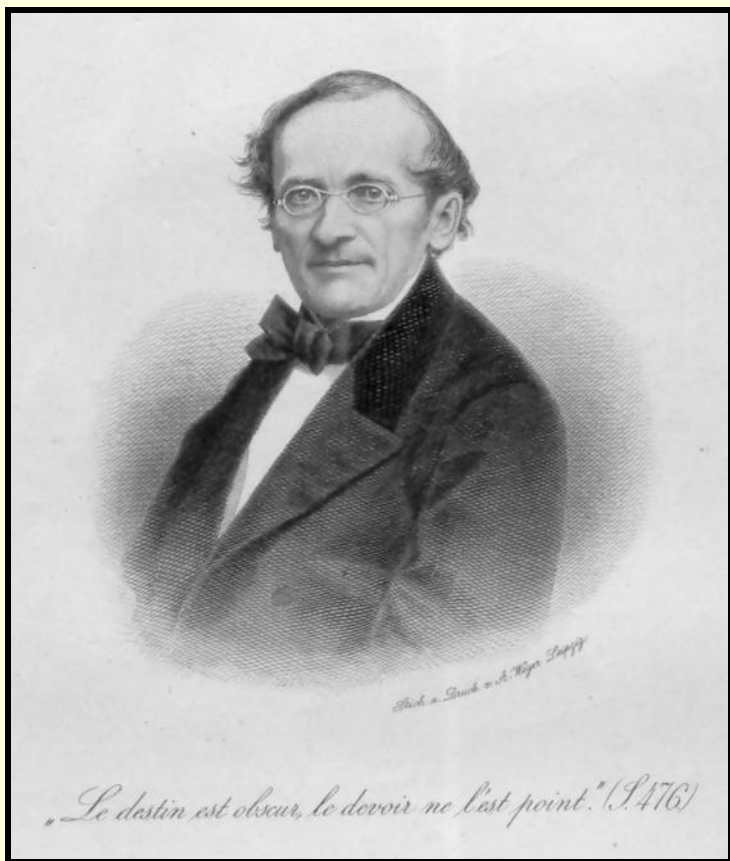
Dieses, unser Unterbewußtsein, ist die Brücke zu Gott. Oder aber wesentlich auch Gottes Weg, auf uns (insbesondere in Schlaf und Traum) einzuwirken. Wir wurden nicht nur, aber vor allem des Nachts mit neuen Ideen (auch von anderen, sich mit demselben Problem befassenden Menschen) bereichert. Wir haben diesen Umstand des Morgens aber, wenn wir aufzustehen pflegen, vergessen. Indes, wozu sollte man sich an so etwas erinnern? Man „hat“ ja. Nämlich neue Auskunft, neue Einsicht, neue Ideen, auch Antwort auf beängstigende Fragen und Probleme, welche so Besorgnis erregend in Wirklichkeit gar nicht waren; aber das wissen wir erst, seit wir schliefen. Das jedenfalls, diese vorwiegend nächtliche Anreicherung und „Bedienung“ alleine stellt uns zunächst einmal vordergründig zufrieden. Man „hat“ ja. Vermeintliche Sorgen wurden von unseren Schultern genommen. Wir sind mit neuen Ideen gespeist worden.

Man bedenke, bitte, wenn jemand „hat“, dann fragt er für gewöhnlich nicht mehr dahinter: Woher kommt dieses Haben, und wie ist es zugegangen, wie gelangte es in uns, in unsere Seele? So versäumen wir

aber zugleich die Erkenntnis des uns zuteil werdende unterbewußten Wirkens, hier wesentlich auch unsere Verbindung mit Gott eingeschlossen.

Wie vollzieht sich der Zugang zu Gott (am Tage)? Beten und Flehen: wir äußern also etwas, was wir wünschen. Hier herein gehören auch die großartigen kurzen positiven Coué'schen Sprüche, im Normalfalle (und sofern den Umständen nach möglich) unsere Gesundheit verbürgend. Der Zugang zu Gott vollzieht sich letztlich stets unterbewußt. Alles, was wir aktiv von uns geben (Hoffnungen, Wünsche, Sprüche), es wird zugleich unbeirrbar auch immer unterbewußt verzeichnet. Und Gott, den wir mit anderen Autoren als „das allsehende Auge“ bezeichnen können, hat den Zugriff auf alles.

Insofern, ja, das Universum können wir sehr wohl als einen Gedanken Gottes bezeichnen. Und, fürwahr, wir sind in demselben einbegriffen. Und zwar mehr, als wir ahnen oder denken.



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

BÜNDNIS MIT DEM TEUFEL (PERTY 44) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

„Jene Formen der Zauberei, welche in der christlichen Welt, hauptsächlich im Mittelalter geherrscht haben und durch die Verehrung des Teufels und das Bündnis mit ihm, so wie durch gemeinschaftliche Begehungen charakterisirt sind, werden unter dem Namen der Hexerei zusammengefaßt.

Ihr Ursprung verliert sich in das Dunkel grauer Vorzeit; Jakob Grimm knüpft ihn an das germanische Alterthum, Sol-dan läßt sie auf altklassischem Boden fußen, indem der Glaube daran keineswegs spezifisch germanisch sei und dessen Grundlagen bei den Römern früher nachzuweisen sind, als bei den Deutschen; schon Hekate, die Zauberpatronin, ziehe mit nächtlichem Spuk umher.“ (Perty, S. 367 f)

Demnach Zauberei, Hexerei bei allen Völkern. Bleibt indes unter anderem die Frage, was in Wirklichkeit daran sei. Denn es erscheint abwegig, dies alles „modern“ abzutun. Mit der notwendigen und erforderlichen „Aufklärung“ haben wir manchen Aberglauben abgelegt, aber mehr noch – an

unterbewußtem Wissen – verloren. Letzteres gilt es zurückzugewinnen, egal, in welchem Mantel es auftritt. Dies gilt insbesondere von Krankheiten, es wäre absurd, dieselben ausschließlich „organisch“ zu deuten und sich einbilden zu wollen, daß man sie gewissermaßen ausschließlich mit dem „Schraubenschlüssel“ behandeln könne. Hier führt der Weg bereits in Übersinnliche (Unterbewußte), in alten Zeiten also zu angeblichen Dämonen:

„Vom 4. Jahrhundert an sollten Krankheiten nicht von organischen Ursachen, sondern von Dämonen herrühren; der h. Agobard, Erzbischof von Lyon, der diesen Glauben, den an die Teufelsbesitzungen, das Wettermachen, so wie die Ordalien [mittelalterliche Gottesurteile] bekämpfte, steht am dunkeln Himmel des 9. Jahrhunderts als ein heller Stern, wie an dem des 12. der gelehrte Engländer Johannes von Salisbury, der die Versammlung bei der Nachtfrau oder Herodias, wo Säuglinge den Lamien [vampirähnliche Bestien] preisgegeben werden usw., für dämonische Verblen-

„dung armer Weiber und einfältiger Männer erklärte.“ (Perty, S. 368)

Ja, Spuk, Zauberei und Hexerei. Doch da sind wir in obigem Zitat auch gleich wieder beim Thema: nämlich beim „Wettermachen“. Kann der Mensch, ein Produkt und Teil dieser Erde, das Wetter, ein Produkt und Teil dieser Erde, nachhaltig beeinflussen? Ja, er kann es unter bestimmten Bedingungen – heißt die Antwort. Ich empfehle einmal mehr, mein Buch „Die wahre Geschichte“ zu lesen. Man wird staunen, wie viele Kriege durch den (nur scheinbar magischen) Einfluß auf das Wetter gewonnen oder zu allermindest entscheidend beeinflußt wurden. Auch hier zählt nicht, was man sich vorher – negativ – theoretisch zurecht legt, sondern, was man wirklich kann. Jede Theorie, mit Verlaubnis, muß an der Wirklichkeit überprüft werden. Und dann, bitteschön, sehen wir weiter.

„Die Kirche hatte bis in das 13. Jahrhundert (welches Leibniz als das dümmste bezeichnete) geschwankt, bald den Glauben, bald den Nichtgla-

ben an die Zauberei geboten. Im 13. Jahrhundert kam es zu einem förmlichen Teufelscultus, der sich zur Teufelsbegattung steigerte; hatte doch schon St. Augustin den Glauben gestützt, daß Menschen sich mit Dämonen vermischen könnten, und der Orient hatte seine Dschinns, Geister, welche den Mädchen nachstellen.“ (Perty, S. 368)

Das „dümmste“ Jahrhundert. Wenn man bedenkt, daß die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit (die Autosuggestion, also die Selbstbeeinflussung nämlich) unter anderem durch Emile Coué (1857 – 1926) um die Wende des 20. Jahrhunderts erfolgte, und wenn man weiter bedenkt, daß diese einzigartige Methode heute (2021), also mehr als 100 Jahre nach ihrer Entdeckung, praktisch unbekannt ist, dann fragt man sich, wie „dumm“ eigentlich unser jetziges Jahrhundert ist.

„Die bereits mit dem Teufelscultus im 13. Jahrhundert begonnene Verfolgung wurde nun blutiger und systematischer

und es kam zur Institution des Hexenprocesses, die von Theologen ausgegangen ist und im 15. Jahrhundert auch in Deutschland eindrang, nachdem sie anderwärts schon früher bestanden hatte. Obschon nicht von der Curie seinen Ursprung nehmend, erhielt der Hexenproceß doch deren Sanction durch die Bulle [mittelalterliche Urkunde; feierlicher päpstlicher Erlaß] Innocenz VIII. 'Summis desiderantes' vom 5. Dec. 1484, welche die Verfolgung des häretischen [ketzerischen] Hexen- und Zauberes gebietet, und seine Methodik erhielt er durch das abentheuerliche und schreckliche Buch der Ketzer- und Hexenrichter Sprenger und Gremper: Malleus maleficarum. Bis zu Ende des 17. Jahrhunderts wurde bei Katholiken und Protestanten der Hexenproceß ganz im Geiste des 'Hexenhammers' geführt und noch 150 Jahre nach der Reformation in der 'Praxis criminalis' des berühmten protestantischen Rechtsgelehrten Carpzow die gleichen Ansicht wie im Malleus gelehrt, dessen Verfasser auch durch ihren Haß gegen das

weibliche Geschlecht charakterisirt sind. Daß immer wohl 100 Hexen gegen einen Hexenmeister hingerichtet wurden, rührt nicht vom Naturverhältniß der Geschlechter her, wie Görres meint, nach welchem die Frauen mehr zur Zauberei prädestinirt wären, sondern dem Mosaischen Pönalgesetz [Pönal: das Strafrecht betreffend, Pönalgesetz = katholische Moraltheologie], welches gebot: 'Du sollst die Zauberinnen nicht leben lassen', worauf Theologen und Juristen sprachen: So will es 'Gottes Wort'.“ (Perty, S. 368 f)

Nun darf man dazu anmerken, daß Frauen sehr wohl mehr als Männer über magische Einflußmöglichkeiten verfügen. Das mag an ihrer Aufgabe, ganz besonders für den Nachwuchs zu sorgen, liegen. Insgesamt entnehmen wir aber dieser erschreckenden Schilderung, was wütende Fanatiker zu allen Zeiten anzurichten imstande sind.

„Mit Schmerz und Scham wendet sich der Geist ab von der Verblendung jener Zeit und ihrem Jammer. Es sind dunkle

Blätter der Geschichte, geschwärzt vom Rauch der Scheiterhaufen und befleckt mit dem Blute der Opfer. Es wurde in protestantischen wie katholischen Ländern gewüthet; Soldan behauptet, am meisten in den Ländern der deutschen geistlichen Fürsten; Horst u. A. finden das Verhältniß ungefähr gleich. Den energischsten Widerstand leistete gegen die Inquisition der Freistaat Venedig. Welches schauderhafte Elend die Hexenprocesse nach vorausgegangener Kriegsnoth und vielen Hungerjahren nur über das Ländchen Trier unter der Regierung des Kurfürsten Johann VI. gebracht haben, kann man bei Görres... lesen. Und nachdem er das Elend anderwärts betrachtet, schreibt er...: 'So war es durch die britischen Reiche beschaffen, so durch ganz Deutschland; eine blutige Geißel war über diese Länder geschwungen, ärger denn der schwarze Tod grassirte diese Landplage in Mitte der furchtbaren Bürgerkriege, und während das Schwert die Männer fraß, wurden die Flammen gegen die Frauen ausgesendet.' Wie schändlich

wurde unter Jakob VI. (für England Jakob I.) gegen die Katholiken verfahren! Dieser gekrönte Dummkopf bildete sich ein, er werde seines Religionseifers willen vom Teufel verfolgt und die schottischen Katholiken seien dessen Werkzeuge.“ (Perty, S. 369 f)

Ob man nun zu Recht oder zu Unrecht zauberische oder teuflische Einwirkung auch auf das eigene Leben fürchtete (wie es bei besagtem Jakob der Fall war), das Ganze, selbst wenn man ihm einen echten seelischen Kern unterstellt, ging zu weit, zumal die Scheiterhaufen und andere Instrumente gerne benutzt wurden, um unliebsame politische oder wirtschaftliche Gegner unter einem Vorwand aus dem Weg zu räumen.

„Das Elend und Verderben wurde zuletzt so groß, daß Rom selbst gegen den Hexenproceß einschreiten mußte, nachdem sich schon vom 15. Jahrhundert an Stimmen gegen denselben hatten vernehmen lassen: einer der ersten Bekämpfer (1489) war Ulrich Molitor zu Costnitz..., dann vom 16. Jahrhundert

an ... Agrippa von Nettesheim, ... Baco von Verulam..., die Jesuiten Tanner und Spee, namentlich der letztere. Naudé, Bibliothekar des Kardinals Mazarin, schrieb eine Apologie [Verteidigungsschrift] all' der Großen, welche fälschlich der Zauberei waren beschuldigt worden (sogar Clemens V., der edle Sykvester II. und andere Päbste wurden für Zauberer gehalten), wogegen der Kapuziner d'Autun sein Buch ... herausgab. Spee erklärte aber doch in seiner berühmten 'Cautio criminalis', die 1631 zum ersten Mal erschien, daß er nach genauester Beobachtung zur Ueberzeugung gekommen, 'daß in der Welt wahrhaftig etliche Zauberer und Unholde seien und daß dasselbige von Niemandem ohne Leichtfertigkeit und groben Unverstand geläugnet werden könne', und Bayle, obschon den Aberglauben bekämpfend, will doch bei den Hexen den bösen Willen bestraft haben...“ (Perty, S. 372)

Gibt (gab) es also Hexerei oder dergleichen übersinnlich vorkommende Vorgänge?

Antwort soeben: 'daß dasselbige von Niemandem ohne Leichtfertigkeit und groben Unverstand geläugnet werden könne'. Was die umfassenden Hexenprozesse nicht rechtfertigt, da, wie erwähnt, dabei gerne insbesondere auch private „Rechnungen“ beglichen worden waren. Ohne daß dies das mindeste mit dem zitierten „bösen Willen“ vermeintlicher Hexen zu tun haben mußte. Indes aber, der „böse Wille“, wer weiß das schon, er ist womöglich mächtiger, als wir denken. Ich erinnere aber mit Nachdruck daran: man muß positiv denken, ich halte also den „guten Willen“ dagegen. Und das Gute, das schreiben auch alle esoterischen Autoren, ist dem Bösen stets überlegen und wird – zumindest auf lange Frist – immer siegen.